

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

127. Jg. 2./3. Mai 2020 / Nr. 18

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,80 Euro, 2063

Berufung: Auf hoher See in Gottes Hand



Dem Herrn nachzufolgen, vergleicht Papst Franziskus mit einem Boot, das sicheres Land sucht. Zum Weltgebetstag um geistliche Berufung ermutigt er die Gläubigen durch eine Botschaft. **Seite 31**

Zwischen Befreiung und Niederlage

Vor 75 Jahren endete der Zweite Weltkrieg mit der Kapitulation der Wehrmacht. Überlebende des NS-Terrors konnten aufatmen. Für andere begannen schwere Zeiten. **Seite 8 und**



Gitarre, Gebete und ein offenes Ohr

Der evangelische Pfarrer Martin Hüfken (Foto: Boixadós) ist Militärseelsorger. Bei ihm finden Soldaten während ihres Einsatzes im Krisengebiet ein offenes Ohr und Raum für Gebete. **Seite 5**



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Stille Helden sieht man nicht, wenn man nicht von ihnen spricht: Bisher wurden in der Corona-Krise vor allem die Ärzte und Ärztinnen, Schwestern und Pfleger gewürdigt, die – öffentlich meist unbemerkt – unter großem Einsatz fremdes Leben retten. In Corona-Zeiten riskieren sie auch das eigene.

Es gibt noch andere „stille Helden“, die alles andere als im Lichte sind. Und das, obwohl ohne sie die anderen, die mehr im Mittelpunkt stehen, nicht leben würden: die alten Menschen. Das Virus sorgt dafür, dass jene, die in den Seniorenheimen ihren verdienten Ruhestand verbringen, von der Außenwelt abgeschnitten sind. Kinder und Enkel dürfen Eltern und Großeltern nicht begegnen.

Gut, dass Papst und Bischöfe nicht müde werden, die Aufmerksamkeit auf diese stillen Helden zu lenken. Jeder kann dazu beitragen, ein kleines Zeichen der Wertschätzung zu schicken, auch wenn ein Besuch nicht möglich ist. Die Telefone und Handys dürften diesbezüglich eigentlich nicht mehr stillstehen. Dank der wieder geöffneten Blumengeschäfte sind nun auch blühende Grüße möglich, um zu sagen: Gut, dass es Dich gibt!



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

Wenn die Angst den Alltag prägt

Trotz Maske und Schutzmaßnahmen: Wegen der Corona-Pandemie erleben die Menschen in einem Ausmaß Angst, wie sie es bisher in ihrem Alltag nicht kannten. Angstforscher Borwin Bandelow erläutert, woher dieses beklemmende Gefühl kommt, welchen Nutzen Angst haben kann und ob sie nach Corona wieder vergeht. **Seite 2/3**



Foto: imago images/Westend61

EXKLUSIV-INTERVIEW

Angst schützt das Leben

Experte Borwin Bandelow glaubt: Menschen gehen gestärkt aus Corona-Krise

Das Coronavirus beherrscht seit Wochen die Welt – und damit auch ein äußerst unangenehmes Gefühl: Angst. Zum Teil entwickeln Menschen krankhaft anmutende Züge, wenn sie Toilettenpapier, Desinfektionsmittel oder Lebensmittel hamstern. Der international anerkannte Angstforscher Borwin Bandelow erklärt im Exklusiv-Interview, woher Ängste kommen und ob sie nach Corona wieder vergehen.

Herr Bandelow, die Angst vor dem Coronavirus beherrscht die Welt offenbar noch mehr als zuvor die vor einem Atomkrieg, dem Klimawandel oder Terroranschlägen wie dem vom 11. September 2001. Haben sich Ängste im Laufe der Zeit verändert oder gibt es wiederkehrende Muster?

Ängste verändern sich eigentlich nicht. Man kann aber immer wieder beobachten, dass Menschen, wenn eine neue Gefahr droht, die unbeherrschbar erscheint, mehr Angst haben, als es der tatsächlichen Gefahr entspricht. Rein statistisch gesehen ist die Wahrscheinlichkeit, am Coronavirus zu sterben, für jeden einzelnen von uns nicht so hoch, wenn man bedenkt, dass zum Beispiel vor zweieinhalb Jahren etwa 25 000 Menschen an einer normalen Grippe gestorben sind – und da gab es keine Panik. Wir haben auch jedes Jahr 9000 Tote bei Freizeitunfällen in Deutschland. An das denkt man aber nicht unbedingt, wenn man zum Skifahren oder Reiten geht.

Neue Viren wie Vogelgrippe, Schweinegrippe, Sars oder Ebola, Krankheiten wie damals

BSE oder Ereignisse wie Tschernobyl oder Fukushima haben am Anfang sehr viel Angst ausgelöst – aber nach ein paar Wochen hat sich das gelegt. So etwas beobachtet man immer.

In so einem Fall wird unser Angstgehirn mobilisiert, das mit Fakten nicht gut umgehen kann. Unser Vernunftgehirn sagt: „Dass du mit 35 Jahren an Corona stirbst, ist relativ unwahrscheinlich.“ Das Angstgehirn hält aber dagegen und sagt: „Es sterben so viele, und ich werde der Nächste sein.“ Diese Angst ist am Anfang immer stärker. Nach ein paar Wochen – das merkt man ja jetzt schon – minimiert sich die Angst und die Leute sagen: „Ach ja, ich werde schon nicht sterben.“ Die Einstellung ist schon deutlich lockerer geworden, obwohl wir gerade in einer Phase mit vielen Infektionen sind. Die Angst hat sich also wieder einigermaßen normalisiert.

Viele Medien bezeichnen die Corona-Krise als größte Belastungsprobe seit dem Zweiten Weltkrieg.

Die Leute haben Tschernobyl vergessen, würde ich sagen. Damals war es ähnlich. Allerdings hat das nicht zu solchen Einschränkungen geführt. Insofern kann man schon sagen, dass das Coronavirus eine Höchstbelastung und die größte Angst seit langer Zeit ist.

Ist es für die Menschen besser, wenn sie immer wieder mal Angst haben oder wenn sie Angst gar nicht kennen?

Menschen, die schon solche Situationen erlebt haben, werden gelassener. Sie denken, dass es immer einen Ausweg gibt. Wenn man mit älteren Leuten spricht, gerade mit 90-Jährigen, sagen viele: „Ich habe so viel überlebt, etwa den Krieg. Dann werde ich das auch noch überleben.“ Die meisten Menschen gehen aus dieser Krise gestärkt hervor, denke ich.

Kürzlich sagten Sie, das Hamstern von Toilettenpapier, Mehl und anderen Waren komme von einer sehr weit zurückliegenden Urangst. Könnte es nicht auch sein, dass Menschen etwa durch Erzählungen von der Zeit des Zweiten Weltkriegs und der Lebensmittelrationierung beeinflusst sind?

Das glaube ich nicht. Ich kann mich auch an eine Hamsterzeit erinnern. 1962 – ich war elf Jahre alt – standen wir kurz vor einem Atomkrieg mit der Sowjetunion. Ich weiß noch, dass wir vor dem Radio saßen und mein Vater sagte: „Morgen gibt es Krieg.“ Damals standen im Keller große Mengen an Eingemachtem.

Meine Eltern hatten den Zweiten Weltkrieg und seine Auswirkungen erlebt: ausgebombt, der Hunger – die hatten das ja alles durch. Sie haben das Hamstern angefangen. Damals hat die Regierung das auch gefordert, denn jeder sollte wegen möglicher Radioaktivität im Haus bleiben, was ja auch relativ sinnvoll war. Ich bin auch aus dieser Generation und habe jetzt nicht gehamstert – weil ich mir gesagt habe: Warum sollte ausgerechnet das Toilettenpapier ausgehen? Das ist völlig unlogisch.

Worauf ist die von Ihnen angesprochene Urangst dann zurückzuführen?

Meine Begründung der Urangst ist die: Vor 50 000 Jahren, als Europa vom Homo sapiens besiedelt wurde, drangen Menschen von Äthiopien aus immer weiter nach Norden vor. Erstmals mussten sie mit dem kalten Klima klarkommen. Sie mussten sechs Monate Nahrungsmittel hamstern, sonst hätten sie den Winter nicht überstanden.

Die Äquatorländer hatten das Problem nicht. Bananen und Fische gibt es dort das ganze Jahr über. Im Norden dagegen musste man wirklich Nahrungsmittel bunkern. Die Ängstlichen dachten vorausschauend und sagten sich: Wir müssen uns eindecken, sonst überleben wir das nicht. Die völlig Unbekümmerten starben. Wir vererben Ängste auch. Die Menschen, die das Angstgen hatten, lebten weiter, während die anderen kinderlos gestorben sind.

Corona ist also jetzt wie der Winter damals?

Nein. Das liegt einfach daran, dass in dieser Situation, die neu und unbehaglich ist, unser Gehirn auf „Survival-Modus“ schaltet. Das heißt: Die Logik wird erstmal ausgesetzt und es wird Panik gemacht. Wenn Menschen in den Panikmodus, den Überlebensmodus, gehen, hamstern sie. Das ist wie ein Reflex oder ein Instinkt.

Der Bereich des logischen Gehirns sagt: „Wir brauchen nicht hamstern, das ist Blödsinn.“ Aber das Angstgehirn schaltet auf Panikmodus. Das ist ein Automatismus. Wir treffen

Borwin Bandelow beschäftigt sich seit langem mit Ängsten und Angsterkrankungen.



▲ Es gibt verschiedene Ängste: Greifbare Angst, etwa vor Spinnen, die dem Mensch und Tier angeboren ist, und Ängste, bei denen die Bedrohung unsichtbar ist – wie bei dem derzeit grassierenden Coronavirus. Angst vor Ansteckung prägt die Menschen auf dem Wochenmarkt in Dresden.

dann Vorsorge und beginnen zu hamstern.

Wie kann eine solche Angst über Generationen, über Jahrtausende, weitergegeben werden?

Bei der Erforschung von Angsterkrankungen beruft man sich auf Zwillingsuntersuchungen. Wenn man eineiige und zweieiige Zwillinge, die getrennt oder gemeinsam aufgewachsen sind, untersucht und auf eine Angsterkrankung hin betrachtet, kann man genau ausrechnen, wie viel Prozent einer Angsterkrankung erblich und wie viel durch Umweltfaktoren entstanden sind.

Dass Ängste vererbt werden, ist auch wichtig: Wenn Sie jetzt zum Beispiel eine Klapperschlange treffen, nützt es nichts, wenn Sie eine Lernerfahrung machen, dass Klapperschlangenbisse tödlich sind: Sie haben nicht mehr viel Zeit, daraus einen Nutzen zu ziehen. Eine ererbte, angeborene Schlangenangst dagegen, wie Mensch und Tier sie von Natur aus haben – auch vor harmlosen Ringelnattern –, schützt.

Auch Spinnenängste sind bei uns völlig überflüssig geworden. Trotzdem haben sie noch 80 Prozent der Deutschen. Solche Ängste müssen vererbt werden, sonst hätte es in der Geschichte der Menschen und Tiere zu viele Totalausfälle gegeben.

Ab wann ist eine Angst als krankhaft einzustufen?

Jeder Mensch muss Angst haben, da man ohne Angst nicht lange überlebt. Der Übergang zwischen normaler Angst und krankhafter Angst ist natürlich fließend. Wenn jemand aber beispielsweise 50 Prozent des Tages über seine Angst nachdenkt oder deutliche Einschränkungen im Familienleben, Berufsleben oder Sozialleben hat,

wenn er sich wegen seiner Ängste umstellen muss oder anfängt, Beruhigungsmittel oder Alkohol im Übermaß zu sich zu nehmen, gehört er behandelt.

Der Durchschnittsbürger kann aufgrund der Flut der Informationen zu Corona die Lage kaum richtig einschätzen. Wie kann man eine Angst, die so wenig greifbar ist, eindämmen?

Ich werde immer wieder gefragt, ob die Medien schuld sind, weil sie uns mit Informationen über Corona überschütten. Aber das ist nicht der Fall. Zum einen wollen die Leute das ja, und zum anderen würden sie, wenn alle Medien beschließen würden, nichts mehr über Corona zu bringen, denken, dass man ihnen irgendetwas verheimlicht.

Wissen hilft gegen Angst. Es ist wichtig, dass jeder versteht, wie sich so ein Virus überträgt. Wissen ist extrem hilfreich, um nicht nur das Virus zu bekämpfen, sondern auch, um die Angst davor einzuschätzen.

Werden sich die Menschen, wenn die Corona-Krise überwunden ist, von ihren Ängsten erholen?

Ich glaube, es wird sich ein gewisser Respekt vor Infektionskrankheiten ausbreiten. Man wird etwas vorsichtiger sein. Aber die Leute werden in ihr altes Leben zurückfinden. Das kann man an vergangenen Krisen beobachten, etwa beim Anschlag auf das World Trade Center 2001, als alle dachten, jetzt bricht die Welt zusammen oder ein Weltkrieg aus. Das ist nicht eingetreten. Oder nach der Tsunamikatastrophe mit 300 000 Toten: Trotzdem fahren die Menschen wieder nach Thailand.

Menschen sind anpassungsfähig. In Kabul, Johannesburg oder

Rio – Städte, in denen das Leben viel gefährlicher ist als etwa in Gelenkirchen – haben die Menschen keine posttraumatischen Belastungsstörungen im Übermaß. Auch dort sieht man fröhliche Menschen. Menschen gewöhnen sich an die Gefahr. Auch die Deutschen haben sich nach dem Zweiten Weltkrieg an die Situation gewöhnt.

Es werden also nur solche Menschen Traumata behalten, die vorbelastet sind?

Belastungsstörungen kann es geben. Dieser Begriff wird aber oft inflationär gebraucht. Außerdem werden Belastungsstörungen eher durch traumatische Erlebnisse als durch kollektive Erfahrungen ausgelöst. Vor einigen Jahren gab es etwa in der chinesischen Stadt Chengdu 70 000 Tote bei einem Erdbeben. Dort wurde dann ein Zentrum für posttraumatische Belastungsstörungen für Überlebende und Angehörige eingerichtet.

Die Verantwortlichen wunderten sich aber, warum kaum jemand Hilfe suchte – bei so einer Opferzahl. Gerade, wenn ein Trauma so kollektiv ist, fühlt sich nicht jeder einzelne so sehr getroffen. Demnach glaube ich nicht, dass mehr Menschen posttraumatische Belastungsstörungen haben werden, wenn die Corona-Krise langsam nachlässt.

Viele Menschen wenden sich in ihrer Angst im Gebet an Gott. Inwiefern kann man im Glauben Hilfe und Zuflucht finden?

Es ist tatsächlich so, dass gläubige Menschen mit Angst besser klar kommen. Sie haben eine enorme Ausschüttung an Glückshormonen. Dieses Belohnungssystem, in dem die Glückshormone ausgeschüttet werden, ist der Gegenspieler des

Angstsystems. Wer glaubt, kann mit den Endorphinen die Angst eindämmen, weil er davon überzeugt ist: „Es gibt immer einen Ausweg, egal was passiert. Gott wird mir helfen.“ Das hilft manchen Leuten. Allerdings hat mir mein Pfarrer erzählt, dass es unter Gläubigen auch mehr Ängstliche gibt. Damit hebt sich das wieder ein wenig auf.

Gibt es etwas, vor dem Sie große Angst haben oder hatten?

Ganz früher hatte ich Angst, Vorträge zu halten. Wenn mich jemand zum Vortrag eingeladen hat, dachte ich immer: „Die müssen sich getäuscht haben, ich bin gar nicht der Richtige.“ Wenn die Zuhörer dann noch geklatscht haben, dachte ich: „Naja, die meinen das nicht wirklich.“ Das hat sich aber nach den ersten Vorträgen schnell gelegt. Mittlerweile habe ich da keine Probleme mehr.

Interview: Lydia Schwab

Zur Person

Borwin Bandelow, geboren 1951, ist Facharzt für Neurologie und Psychiatrie, Diplom-Psychologe und Psychotherapeut. An der Universitätsmedizin Göttingen ist er zudem als Professor für Psychiatrie und Psychotherapie tätig. Als ein international anerkannter Experte für Angsterkrankungen hat er über 250 wissenschaftliche Publikationen auf Deutsch und Englisch verfasst und veröffentlicht. Einige seiner Bücher wurden zu Bestsellern.

Näheres finden Sie im Internet:
www.borwinbandelow.de

Kurz und wichtig



Einwanderungsverbot

Mehrere katholische US-Organisationen haben Donald Trumps (Foto: KNA) Ankündigung zum Einwanderungsstopp wegen der Corona-Pandemie scharf kritisiert. In einer gemeinsamen Erklärung wirft die „Interfaith Immigration Coalition“ dem US-Präsidenten vor, die Corona-Krise auf dem Rücken von Migranten auszutragen. Es handle sich um ein „rassistisches Einwanderungsverbot“. Gerade Einwanderer hielten während der Pandemie die Wirtschaft am Laufen. Trump hatte angekündigt, er wolle für mindestens 60 Tage die Einwanderung in die USA aussetzen. Die Arbeitsplätze von US-Bürgern müssten geschützt werden, hieß es zur Begründung.

Grundrechte

Die EU-Bischofskommission Comece ruft zu Wachsamkeit bei der Einschränkung von Grundrechten auf. „Für die EU und ihre Mitgliedstaaten ist es eine Priorität, die Wiederherstellung dieser Grundrechte sicherzustellen, sobald die hygienische Situation es zulässt“, erklärte Comece-Generalsekretär Manuel Barrios Prieto. Zudem betonte die Bischofskommission abermals die Bedeutung von Solidarität auf europäischer und globaler Ebene in diesem „historischen“ Moment.

Beratungspflicht

Die Linken drängen in der Corona-Krise auf eine Aussetzung der Beratungspflicht vor einem Schwangerschaftsabbruch. Einen entsprechenden Antrag will die Fraktion in den Bundestag einbringen. Für eine straffreie Abtreibung ist in Deutschland eine Beratung der Schwangeren erforderlich. Beratungsstellen stellen dann einen Beratungsschein aus. Einrichtungen der katholischen Kirche bieten eine Beratung an, stellen aber keinen Schein aus. (Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.)

Neuer Feiertag?

Der Historiker Martin Sabrow plädiert dafür, den 8. Mai bundesweit zum gesetzlichen Feiertag zu erheben. „Der historischen Bedeutung des 8. Mai entspricht es, dieses Datum als gesetzlichen Feiertag dauerhaft im gesellschaftlichen Gedächtnis zu verankern“, erklärte der Leiter des Leibniz-Zentrums für Zeithistorische Forschung in Potsdam. Am 8. Mai 1945 unterzeichneten die Vertreter des nationalsozialistischen Deutschen Reichs die bedingungslose Kapitulation. In Berlin ist der 8. Mai dieses Jahr einmalig unter dem Namen „Tag der Befreiung“ Feiertag.

Reisebranche bangt

20 Vorstände, Geschäftsführer, Aufsichtsratsvorsitzende und Beiräte von zwölf Reisebüroorganisationen haben die Bundesregierung in einem offenen Brief aufgefordert, den deutschen Reisevertrieb im Angesicht der Corona-Krise mit einem eigenen Rettungsmodell zu unterstützen, das über die allgemeinen Sicherungsmaßnahmen hinausgeht. Die Unterzeichner plädieren für staatlich abgesicherte Gutscheine als Lösung zur vorübergehenden Liquiditätshilfe sowie einen staatlichen Hilfsfonds als mittelfristige Branchensicherung.

MESSDIENER UND PFADFINDER

„Vom Glauben geprägt“

Kirchen würdigen verstorbenen Sozialpolitiker Norbert Blüm

BONN (KNA) – Vertreter von Kirchen, Hilfsorganisationen und Sozialverbänden haben sich nach dem Tod des früheren CDU-Bundesarbeitsministers Norbert Blüm (Foto: KNA) betroffen gezeigt.

Sozialbischof Franz-Josef Overbeck würdigte Blüm als „leidenschaftlichen christlichen Sozialpolitiker“. Über viele Jahre habe Blüm die Sozialpolitik in Deutschland wesentlich mitbestimmt und dabei die sozialen Sicherungssysteme reformiert und weiterentwickelt, sagte der Essener Bischof.

Sein langjähriger Vorgänger als Sozialbischof, Kardinal Reinhard Marx, nannte Blüm einen „Menschen und Politiker, der die Prinzipien der katholischen Soziallehre nicht nur theoretisch beschworen, sondern im

Rahmen des politisch Möglichen auch praktisch umgesetzt hat“.

Der Mainzer Bischof Peter Kohlgraf erklärte, er sei Blüm „sehr dankbar für sein Wirken als Politiker, das von seinem christlichen Glauben geprägt war“. Blüm stammte ursprünglich aus dem Bistum Mainz. Dort sei er „in die katholische Kirche hineingewachsen“, erklärte Kohlgraf: „Er war Messdiener und engagierte sich bei den Pfadfindern, auch später pflegte er Kontakte ins Bistum Mainz.“

Für die Katholische Arbeitnehmer-Bewegung sei Blüm „ein unverzichtbarer Mitstreiter“ gewesen, sagte deren Bundesvorsitzender Andreas Luttmer-Bensmann. So habe er nicht nur die Pflegeversicherung ausgebaut, sondern auch die Anerkennung von Kindererziehungszeiten in die gesetzliche Rente eingeführt.

Die Präsidentin des Sozialverbands VdK, Verena Bentele, sagte, Blüms Leidenschaft habe der „ersten und wichtigsten Säule der Altersvorsorge“ gegolten, der gesetzlichen Rentenversicherung. „Sein Vermächtnis ist unser Auftrag“, betonte sie.

Blüm war vorige Woche im Alter von 84 Jahren verstorben. Der gebürtige Rüsselsheimer war unter Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) 16 Jahre lang Minister für Arbeit und Sozialordnung. Er lebte in Bonn und war seit 1964 verheiratet mit Marita Blüm, mit der er drei Kinder bekam.



Lernen aus der Geschichte

Deutsche Bischöfe würdigen Kriegsende vor 75 Jahren

BONN (red) – Die Deutsche Bischofskonferenz hat zum 75. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkriegs am 8. Mai 1945 ein Bischofswort veröffentlicht. Darin erinnern die Bischöfe an das Grauen und räumen ein Fehlverhalten der Kirche im Zweiten Weltkrieg ein.

„Während überall in Europa der 8. Mai 1945 seit Jahrzehnten als Tag des Glücks und der Freude erinnert wird, taten wir Deutschen uns lange schwer mit diesem Datum. Es war der Tag der Kapitulation, der Niederlage, und er fiel in eine Zeit, in der die Deutschen wie nie zuvor selbst die Folgen des von ihnen verursachten Krieges erleben mussten: als Besetzung, als Hungersnot, vor allem aber als Vertreibung und Flucht aus den östlichen Gebieten des Reiches“, erklären die Bischöfe. Mit wachsendem zeitlichen Abstand

vom Geschehen hätten die Deutschen aber immer tiefer verstanden, dass der 8. Mai auch vor allem ein Tag der Befreiung war.

Auch der Kirche bleibe das Lernen aus der Geschichte nicht erspart. So seien in den zurückliegenden Jahrzehnten viele Diskussionen über das Verhalten der Kirchen und besonders ihrer Amtsträger während der Nazizeit geführt worden.

„Manches, das zu großer Dankbarkeit Anlass gibt, wurde dabei zutage gefördert, manches aber auch, das uns beschämt“, heißt es in dem Schreiben. „So schmerzhaft diese Erfahrungen sind, so notwendig sind sie für die Erneuerung der Kirche. Denn Wahrhaftigkeit gehört unverzichtbar zum Weg der Christen.“

Information

Lesen Sie das Dokument im Wortlaut unter www.dbk.de.

„Unsicherheit wächst“

Kardinal Eijk: Sterbehilfe-Urteil bringt mehr Unklarheit

UTRECHT (KNA) – Der Utrechter Kardinal Willem Jacobus Eijk sieht durch das jüngste Urteil des höchsten niederländischen Gerichts größere Unklarheit für Ärzte bei Sterbehilfe für Demenzpatienten.

„Statt Kriterien für die Interpretation der schriftlichen Sterbehilfe-Erklärungen von Patienten mit fortgeschrittener Demenz festzule-

gen, überlässt der Oberste Gerichtshof dies dem Urteil der beteiligten Ärzte – wodurch deren Unsicherheit nur noch wächst“, kritisierte Eijk.

Das Gericht in Den Haag hatte aktive Sterbehilfe bei schwer demenzten Patienten für zulässig erklärt, sofern eine entsprechende Patientenverfügung vorliegt. Es bestätigte damit den Freispruch einer Ärztin vom Vorwurf des Mordes. Der Fall hatte eine öffentliche Debatte ausgelöst.



▲ Von links nach rechts: Pfarrer Martin Hüfken greift im Gottesdienst oft zu seiner Gitarre. Das kommt bei den Soldaten gut an. Diese nehmen die Möglichkeit zum Abendmahl in den evangelischen Gottesdiensten gern an. Die Katholiken unter den Soldaten entzünden gern eine Kerze vor dem Muttergottesbild. Fotos: Enric Boixadós

PRÄGENDE ERLEBNISSE

„Manches vergesse ich nie“

Der evangelische Pfarrer Martin Hüfken ist Militärseelsorger in Afghanistan

Masar-e Sharif im Norden Afghanistans. Pfarrer Martin Hüfken wartet im Soldaten-Treffpunkt „Oase“ im Zentrum des deutschen Feldlagers Marmal auf das Gespräch mit der Journalistin. Die Räume der Militärseelsorge ein paar Schritte entfernt bezeichnet er als „geschützten Bereich“, wo ein Austausch nur unter vier Augen stattfindet.

Es ist der dritte Auslandseinsatz des evangelischen Seelsorgers. Seit 34 Jahren ist er verheiratet. Die Familie, zu der sechs Kinder gehören, akzeptiert den Einsatz des Mannes und Vaters in Krisengebieten. „Es gehört zu deinem Beruf dazu, dann machst du es“, wiederholt er die Zustimmung seiner Frau.

Sinn des Lebens

Geboren in der Altmark, kam Hüfken zum Studium der Theologie 1978 ins damals geteilte Berlin. „Ich hatte mich schon lange vorher mit dem Sinn des Lebens beschäftigt und einen Prozess in mir angestoßen“, sagt er heute. „Anlass für das Studium war mein Weltbild, das ich immer rational erklären konnte. Doch plötzlich begann es zu wandern.“

Später machte er Zusatzausbildungen zum Familientherapeuten

und Suchtberater. „Für meine jetzige Tätigkeit kann ich diese gut gebrauchen“, sagt der begeisterte Gitarrenspieler. Nach dem Studium begann er sein Vikariat in Wittenberg, die Vorbereitung zum Dienst als Pfarrer.

Wöchentliche Andachten

Hüfken denkt an seinen ersten Gottesdienst in Camp Marmal kurz nach der Ankunft im vergangenen November zurück: „Ich war ganz schön aufgeregt!“ Denn mit den wöchentlichen Andachten kommen auch die Aufgaben als Seelsorger auf ihn zu.

Da geht es um Gesprächsbedarf in ganz unterschiedlichen Angelegenheiten. Das können schwierige persönliche Situationen sein, zum Beispiel die Trennung von der Familie, Beziehungsfragen, aber auch Konflikte mit Vorgesetzten oder die Tatsache, im Dienst eine Waffe tragen zu müssen.

Immer wieder sind es prägende Erlebnisse, die im Umgang mit sei-

nen Schützlingen entstehen. „Manche Ereignisse im Einsatz, die vorgefallen sind, vergesse ich nie.“ Mehr dazu kann und will der Pfarrer nicht sagen.

Zu Hause ist Hüfken in Elbingen im Harz. Stationiert ist er an der Feldwebel-Boldt-Kaserne in Delitzsch, wo er als Dozent für Ethik und Lebenskunde Soldatinnen und Soldaten auf Herausforderungen im späteren Einsatz vorbereitet. Auch Andachten gibt er regelmäßig in Leipzig, Weißenfels und Delitzsch.

Bis 2009 war Hüfken als evangelischer Pfarrer zivil tätig. Zur Militärseelsorge kam er durch eine Ausschreibung der Bundeswehr: In Delitzsch wurde ein Militärpfarrer gesucht. Das war es – Hüfkens Aufmerksamkeit war geweckt.

Heute bezeichnet er die Zeit als Suche nach einer neuen Aufgabe: „Dieses Thema interessierte mich.“ Seit über zehn Jahren ist er nun schon dabei, will aber später in einen zivilen Beruf zurück. „Als Militärpfarrer gibt es höchstens zwei

Verträge auf jeweils sechs Jahre“, erklärt Hüfken.

Bis seine Dienstzeit von zwölf Jahren erreicht ist, werde er weiterhin als Lehrbeauftragter in Delitzsch arbeiten. „Vielleicht klappt noch ein weiterer Auslandseinsatz“, fügt er hinzu. „Doch jeder Posten, der im Ausland besetzt wird, fehlt in Deutschland“, fasst er zusammen.

Solange er im Feldlager Marmal ist, will er Gottes Wort verkünden und als Seelsorger den Soldatinnen und Soldaten beistehen. „Als Pfarrer stehe ich außerhalb der militärischen Strukturen.“ Im Unterschied zum Truppenpsychologen, der einer Meldepflicht unterliegt, garantiert der Einsatz von Hüfken absolute Verschwiegenheit. So kann er dem einzelnen Menschen nahe sein und für ihn genügend Zeit aufbringen.

Mit offenem Herzen

„Ich begleite Entscheidungen und reflektiere sie im gemeinsamen Gespräch“, beschreibt der Pfarrer aus Sachsen-Anhalt. Für ihn stecke hinter jeder Person mehr als das, was sie ausmache und was er sehe. Deshalb sei es umso wichtiger, sich mit ihr zu befassen: „Den Job als Militärpfarrer kann man nur machen, wenn man für die Menschen ein Herz hat und es öffnet.“

Sabine Ludwig

Eucharistische Wunder

<http://www.miracolieucaaristici.org/>

Kostenlose Dokumentation im Internet

Vorwort von Kurienkardinal Comastri



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Mai

... dass die Diakone durch ihren treuen Dienst am Wort und an den Armen ein inspirierendes Zeichen für die ganze Kirche sind.



ZUM MARIENMONAT

Papst ruft zu Gebet des Rosenkranz auf

ROM (mg) – Papst Franziskus ruft alle Gläubigen auf, im Monat Mai vermehrt den Rosenkranz zu beten. In einem Brief, den der Vatikan am Wochenende veröffentlichte, erläutert der Papst die Bedeutung des Mariengebets: Mit dem Rosenkranz in der Hand könne man die Pandemie besiegen.

Dieses Gebet könne in den Häusern Trost und Halt schenken, in denen die Menschen wegen des Virus bleiben müssten, erklärt Franziskus in der Botschaft. Er erinnert daran, dass es eine lange Tradition der Kirche sei, im Mai „den Rosenkranz zu Hause, in der Familie“ zu beten. Es handele sich um ein einfaches und kraftvolles Gebet.

Seinem Schreiben fügte der Papst zwei zusätzliche Gebetstexte bei. Darin steht unter anderem die Bitte an die Muttergottes im Mittelpunkt, ihre „barmherzigen Augen in dieser Pandemie des Coronavirus zu uns“ zu wenden. Ebenso bittet Franziskus um Trost für Trauernde, deren Angehörige teils „in einer die Seele verletzenden Weise beerdigt“ worden seien. Auch zum Gebet für Wissenschaftler ruft er auf, die nach Mitteln gegen das Virus suchen.

„Der Teufel ist ein Spalter“

Buchautor Galeazzi spricht über Verführung durch Sekten und über das Böse

ROM – Im Buch „Die Handwerker des Teufels“ beschreibt der Vatikan-Journalist Giacomo Galeazzi anhand von „Zeugenaussagen“ das Wirken des Teufels in der modernen Gesellschaft. Davon und von den Tricks der Sekten berichtet der Autor im Interview.

Herr Galeazzi, warum soll man heute, im Jahr 2020, noch über den Teufel sprechen?

Ehrlich gesagt hätte ich nie gedacht, dass ich zu diesem Thema ein Buch schreiben würde. Ich hatte bisher immer einen rationalen Ansatz. Diesmal bin ich von einer Anfrage ausgegangen – und von der 20-jährigen Erfahrung des Exorzisten Don Aldo Buonaiuto. So konnte ich mir ein Bild von der Präsenz des Bösen in der heutigen Gesellschaft verschaffen, das sich am Ende als äußerst konkret herausstellte.

Der Teufel ist, wie die Herkunft des Wortes selbst sagt, ein Spalter. Er verwandelt Unsicherheiten in Täuschung. Wer die Kirche spalten will und Papst Franziskus angreift, spielt das Spiel des Bösen.

Auf welche Weise geschieht das?

Die säkularisierte Methode besteht darin, das Papsttum anzugreifen und die Botschaften von Fran-

ziskus abzuschwächen. Es geht dem Bösen darum, Unruhe und böswillige Kritik zu stiften. Das ist in der zwei Jahrtausende alten Geschichte der Kirche immer geschehen. Es genügt, an den Brief des Apostels Paulus an die Epheser zu denken.

Der Papst spricht oft vom Teufel. Wie wichtig ist seine Warnung?

Der Einzelne vertraut heute nicht mehr auf solide Referenzwerte, wie sie die Kirche wiedergibt. Gut und Böse werden nur noch zu Standpunkten, zu Meinungen. Aber wir müssen uns fragen, ob die persönliche Religion der Postmoderne in der Lage ist, die Herausforderungen der heutigen Zeit anzugehen. Wie Papst Johannes Paul II. in der Enzyklika „Fides et ratio“ aufzeigt, verflechten und verwirren sich in der Epoche der Postmoderne die geistlichen Wege von „wahr“ und „falsch“, so dass die „Handwerker des Teufels“ mithilfe von sektenartigen Gruppen handeln und so viele Menschen zum Bösen verführen. Wir haben diese „Handwerker“ aufgelistet.

Was hat Sie bei den Gesprächen mit Zeugen beeindruckt?

Die Kirche warnt seit ihrer Gründung vor okkulten Sekten und den Täuschungen durch angebliche Hei-



▲ Giacomo Galeazzi Foto: Galgano

ler. Jesus prophezeite das Kommen falscher Retter, die behaupten, der Messias zu sein. Die in meinem Buch gesammelten Geschichten und Zeugenaussagen stammen aus der Erfahrung des Anti-Sektendienstes der Gemeinschaft „Papst Johannes XXIII.“ und verbinden die Berichte, die in gerichtliche Untersuchungen und in die Strafverfolgung einfließen, mit der pastoralen Tätigkeit, mit der die Opfer von sektenartigen Organisationen unterstützt wurden. Das Buch rekonstruiert das Mosaik des systematischen und verdeckten Angriffs auf den katholischen Glauben.

Was mich vor allem beeindruckt hat, war der Köder, den solche Gruppen benützen. Meist handelt es sich um scheinbar harmlose Meditationskurse und Intensivseminare. Das mündet dann in materielle und spirituelle Abhängigkeiten und führt zu persönlicher Versklavung.

Wer sind eigentlich die Opfer?

Okkulte Sekten und satanische Gruppen rekrutieren Menschen aller Altersgruppen und sozialen Verhältnisse, besonders in Momenten der Zerbrechlichkeit und im physischen und psychischen Leiden. Es bestätigt sich also, was Franziskus über den Bösen sagt. Aus diesem Grund ermahnt uns der Papst, „den Helm des Heils und das Schwert des Heiligen Geistes zu nehmen, das das Wort Gottes ist“. Das Gegengift ist der Glaube und das Bewusstsein, dass das christliche Leben ein Kampf ist.

Interview: Mario Galgano



Ein Priester mit Kreuz und Exorzismus-Handbuch. Symbolfoto: KNA

DIE WELT



ALTBEKANNTA VORURTEILE

Die Papstkritik der Waffenlobby

Angesichts der Pandemie werfen US-Christen Franziskus unterlassene Hilfe vor

ROM – Erzürnte Briefe, kritische E-Mails und böse Kommentare: Während die Politik in Brüssel über Hilfsmaßnahmen für EU-Länder diskutiert, die die Corona-Pandemie besonders hart getroffen hat, häuft sich Kritik am Vatikan. Behauptet wird, Papst Franziskus unternehme zu wenig für Menschen, die unter der Pandemie leiden.

Hunderte von kritischen Anfragen bis zu böswilligen Anschuldigungen kommen seit einigen Wochen täglich in den vatikanischen Postfächern oder E-Mail-Accounts an. Eine angeblich „untätige Vorgehensweise“ des Heiligen Stuhls und sogar von Papst Franziskus wird darin angeprangert. Kritisiert wird, dass man „so viel Kirchensteuer“ zahle und nicht sehe, was der Papst damit mache. Auch das altbekannte Vorurteil wird ein weiteres Mal ins Feld geführt, der Vatikan schwimme doch buchstäblich im Gold. Er könne deshalb eigene Reichtümer verkaufen, um damit Corona-Patienten zu helfen.

Solidarität mit China

Offenbar haben solche Kritiker – etliche von ihnen kommen aus Deutschland – nichts von den vielen Initiativen des Heiligen Vaters und der vatikanischen Einrichtungen gehört, die in den vergangenen Wochen seit Ausbruch der Pandemie in Gang gesetzt wurden. So zeigte sich Franziskus als eines der ersten Staatsoberhäupter mit dem chinesischen Volk solidarisch, als die Corona-Epidemie noch ein auf China beschränktes Phänomen war. Auch gehörte der Vatikan zu den ersten Staaten, die Mundschutzmasken nach China schickten.

Zudem gründete Franziskus einen Hilfsfonds, der konkret



◀ Papst Franziskus steht am 13. April nach dem Gebet des Regina Coeli am Fenster zum leeren Petersplatz. Kritiker werfen ihm angesichts der Corona-Pandemie „Untätigkeit“ vor.

Foto: KNA

Corona-Betroffene unterstützen soll. Nach eigenen Schätzungen haben der Papst und der Heilige Stuhl bisher etwa eine Million Euro für die Überwindung der Pandemie und Hilfen für Betroffene ausgegeben. Dazu zählen 60 000 Euro an direkten Hilfen an das Krankenhaus von Bergamo sowie 30 Beatmungsgeräte an die von Covid-19 stark betroffenen norditalienischen Regionen. Der Hilfsfonds selbst wurde Anfang April gegründet und beinhaltet 750 000 US-Dollar, die Franziskus beisteuerte. Das Geld stammt aus dem Budget des Heiligen Stuhls und aus Spenden, die der Papst erhält.

Kampagnen aus den USA

Einige italienische Journalisten sind Mitte April der Frage nachgegangen, weshalb der Papst gerade im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie angegriffen wird. Recherchen des italienischen öf-

fentlich-rechtlichen Senders Rai ergaben, dass sogenannte „konservative Christen“ aus den USA in den vergangenen Monaten etwa eine Milliarde US-Dollar für Kampagnen gegen Franziskus ausgegeben hätten. Angefangen habe dies mit den Einwänden gegen die Amazonas-Synode im vergangenen Oktober.

Doch nun gehe man weiter und behaupte, der Papst sei die „Ursache“ für die Corona-Pandemie. Mit gezielten Kampagnen, die im Internet und in den sozialen Medien wie Facebook erscheinen, würden solche Verschwörungstheorien verbreitet. Gerade im deutschsprachigen Raum gebe es viele „Anhänger“ dieser papstkritischen Gruppierungen, so das Fazit der italienischen Journalisten der Sendung „Report“.

Zwar kommentierte der Vatikan den Bericht des italienischen Fernsehens nicht offiziell, doch unter den Vatikan-Korrespondenten führte der Report zu einer hitzigen Debatte.

Nach Meinung einiger „Vaticanisti“ nutzen die Angriffe auf Franziskus den US-Republikanern, die damit möglicherweise versuchen, Präsident Donald Trump die Stimmen der konservativen Katholiken und Evangelikalen in den USA zuzusichern.

Geldgeber Waffenlobby

Für andere Vatikan-Beobachter handelt es sich dagegen um eine theologische Auseinandersetzung. Man nehme es dem Papst übel, wie er mit seiner pastoralen Art Erfolge erziele und gerade in dieser von einer schrecklichen Pandemie geprägten Zeit für Rückhalt und Solidarität einstehe. Zu den Geldgebern der Anti-Franziskus-Kampagne gehörten nämlich Waffenlobby und Hersteller von Rüstungsgütern. Für einen Heiligen Vater, der sich für Frieden und Eintracht einsetze, hätten diese nicht viel übrig.

Mario Galgano

Aus meiner Sicht ...



Thorsten Fels ist Chef vom Dienst unserer Zeitung.

Thorsten Fels

Nicht nur ein Tag der Befreiung

Die ganze Welt gedenkt am 8. Mai des Endes des Zweiten Weltkriegs, des Sieges über Nazi-Deutschland. Deutsche Spitzenpolitiker zeigen sich dankbar für die Niederlage. Der 8. Mai – ein Tag der Befreiung auch für Deutschland. Wirklich? Ja! Ein mörderisches Regime war besiegt, Millionen Nazi-Opfer konnten aufatmen, ihre Fesseln abstreifen. Für sie war es ein Tag der Befreiung.

Zumindest für eine Hälfte des damaligen Reichsgebiets steht der 8. Mai aber nicht für Freiheit. In der sowjetischen Besatzungszone, der späteren DDR, wurde lediglich die braune durch eine neue, nun rote Diktatur ersetzt. In sowjetischen Speziallagern – nicht selten KZs der Nazis unter neuem Namen –

starben Zehntausende. Millionen Frauen wurden vergewaltigt. Von rund 100 000 deutschen Soldaten, die nach der Niederlage von Stalingrad in sowjetische Hände fielen, sahen nur rund 6000 die Heimat wieder. Und aus den sogenannten Ostgebieten mussten Millionen fliehen, wurden deportiert oder in regelrechten Todesmärschen verjagt. Bis zu zwei Millionen starben.

Auch im Westen stand 1945 zunächst nicht unbedingt für Befreiung. US-Soldaten hielten meine Oma, ein krankes Mädchen von neun Jahren, das sich ängstlich in seinem Bett verkroch, für einen untergetauchten deutschen Soldaten. Als sie ihren Irrtum erkannten, schenkten sie der kleinen Renate

Kaugummis. Anders die Franzosen: Insbesondere marokkanische Soldaten hausten furchtbar im Dorf. Auf offener Straße wurden Menschen erschossen, die Leichen blieben liegen. Selbst US-amerikanische GIs, sagen Historiker, vergewaltigten und töteten.

Mein Opa überlebte als Kriegsgefangener einen Todesmarsch – anders als zahlreiche Kameraden, die am Wegesrand erschossen wurden. In seinen Lebenserinnerungen beklagt er, die Presse berichte nur über deutsche Verbrechen – Gräueltaten an wehrlosen Deutschen blieben unerwähnt. Ich finde, der 8. Mai ist der passende Tag, daran zu erinnern. Die Dankbarkeit angesichts der Befreiung vom Nazi-Joch schmälert das nicht.



Birgit Kelle ist freie Journalistin und Vorsitzende des Vereins „Frau 2000plus“. Sie ist verheiratet und Mutter von vier Kindern.

Birgit Kelle

Feminismus in der Corona-Krise

In der Krise reduziert der Mensch sich auf das Wesentliche. Was das genau ist, scheint sehr unterschiedlich auslegbar. Während etwa ein ganzes Land damit beschäftigt ist, zu verhindern, dass viele Menschen am Corona-Virus sterben, sorgt man sich auf feministischer Seite darum, dass der stetige Tod für ungeborene Kinder wegen Corona abreißen könnte.

Es bestehe „die Gefahr“, dass Abtreibungen in Krankenhäusern nicht durchgeführt würden, weil die Operationen als „nicht notwendig“ und verschiebbar eingestuft würden, dass Frauen wegen Quarantäne nicht rechtzeitig zur Pflichtberatung kommen und dann gezwungen sind, das Kind zu behalten, tönt es von der Abtreibungslobby. Man

fordert, die Beratungspflicht vor Abtreibung abzuschaffen. Familienministerin Franziska Giffey hat auch brav reagiert und erst einmal genehmigt, dass auch am Telefon „beraten“ werden kann und der Schein dann mit der Post geschickt wird. Die Abschaffung der Beratungspflicht wird unter dem Vorwand der Corona-Krise vorangetrieben.

Andere Feministinnen sorgen sich hingegen, dass Frauen wieder an Heim und Herd hängen bleiben – auch nach der Krise. Jetzt, da ein ganzes Land gerade zu Hause arbeitet, lebt, Kinder hütet und auch noch beschult, ohne dass das Abendland deswegen sofort untergegangen ist, würden „alte Rollenmuster“ aus den 1950er Jahren wieder gelebt.

Manche machen gar überraschende Entdeckungen. So berichtet eine Mutter erstaunt, dass es ihrem Sohn jetzt besser ginge denn je. Er ruhe in sich, lerne und spiele. Einfach nur, weil sie ihn morgens nicht mehr aus dem Bett in die Kita zerrren muss. Ganz neue Erkenntnisse tun sich da für manche auf. Sollte die Mutter für das Kind doch besser sein als die „professionelle Betreuung“ des Staates?

Zum Schluss noch eine gute Nachricht: Alle dritten Geschlechter scheinen eine erstaunliche Corona-Resistenz aufzuweisen. Sie tauchen nämlich in keiner einzigen Sterbe-Statistik auf. Es könnte natürlich auch sein, dass es tatsächlich nur zwei Geschlechter gibt. Die Krise reduziert auf das Wesentliche.



Bernd Posselt ist seit Jahrzehnten in der Europapolitik tätig und Sprecher der Sudetendeutschen Volksguppe.

Bernd Posselt

Die Kultur des Lebens

Seit dem Ende totalitärer Regime wie Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus wurden in Europa nicht ein einziges Mal die elementaren Grund- und Menschenrechte so sehr angetastet oder gar suspendiert wie derzeit. Wenn auch sachlich gerechtfertigt und im Rahmen demokratischer Rechtsstaatlichkeit limitiert, ist dieses Vorgehen unserer Regierungen ein beispiellos schwerer Eingriff in nahezu alles, was uns bislang heilig war: Freiheit, Religion, Eigentum, Familie und soziales Gefüge.

Die einzige Legitimation dafür ist ein Recht, das allen anderen übergeordnet ist und auf dem alle anderen aufbauen, nämlich das Recht auf Leben und körperliche Unversehr-

heit. Um dieses zu gewährleisten, sind unsere Staaten entstanden, ebensowas unsere völkerrechtlich abgesicherten Rechts- und Friedensordnungen sowie die Europäische Union.

Wie kann es dann aber sein, dass wir ein so elementares naturrechtliches Prinzip seit Jahrzehnten zum Teil der Wegwerfgesellschaft gemacht haben? Ein typischer Materialistenspruch lautet, dass jeder Mensch ersetzbar sei. Das Gegenteil gilt! Jeder ist ein Ebenbild Gottes und von daher unersetzlich.

Daraus zieht die katholische Soziallehre klare Konsequenzen, wenn sie sagt, dass die Wirtschaft für den Menschen da ist und nicht der Mensch für die Wirtschaft. Dasselbe gilt für den Staat: Er hat dem Menschen zu die-

nen und nicht umgekehrt. Beides ist vielfach in Vergessenheit geraten. Menschliches Leben, an sich unantastbar von der Zeugung bis zum natürlichen Tod, wurde immer mehr zur Disposition gestellt, vor allem, wenn es sich um ungeborene Kinder, Alte, Schwache oder um Behinderte gehandelt hat.

Derzeit spüren wir wieder ganz deutlich, wie kostbar das Leben ist – das unserer Lieben, unserer Umgebung und auch das eigene. Vielleicht gelingt es uns aber auch, das wiederzuentdecken, was Papst Johannes Paul II. und Mutter Teresa, die in den Slums von Kalkutta persönlich den dort grassierenden Seuchen entgegentrat, als „Kultur des Lebens“ bezeichneten.

Leserbriefe

Von den Einschränkungen durch die Corona-Pandemie sind alle betroffen. Wie kaum ein Thema zuvor bewegt Corona auch unsere Leser. Manche Zuschriften haben die Gottesdienstverbote zum Inhalt. Sogar ein Gedicht hat die Redaktion erreicht.

Die Vorsichtsmaßnahmen sind nötig, um eine Ausbreitung zu verhindern. Zu Frage, ob die Pandemie eine Strafe Gottes ist, mache ich mir so meine Gedanken: Sie schrieben, Gott ist gütig und will, dass es uns gut geht – nur uns? Wir haben schon seit 75 Jahren keinen Krieg mehr. Es gibt aber dauernd Kriege, und viele Menschen sind auf der Flucht, weil ihre Häuser und Arbeitsplätze durch Bomben zerstört wurden. Diese Bomben, Minen und Kriegsgeräte wurden von unseren Industriestaaten hergestellt und verkauft. Das ist unverantwortlich! Mich wundert es, dass Gott dabei zusieht, ohne kräftig dreinzuschlagen.

Die Industriestaaten müssen aufhören, Kriegsgeräte aller Art herzustellen und zu verkaufen. Und sie müssen für den Schaden aufkommen, den sie angerichtet haben! Sie müssen alles wiederaufbauen, was sie vernichtet haben. Dann können die Flüchtlinge in ihre Heimat zurückkehren. Gott liebt alle Menschen – nicht nur uns. Diese Zeit der Not und Gefahr ist eine gute Zeit, über all dies nachzudenken und einiges zu ändern.

Hans-Paul Müller, 55294 Bodenheim

Gott ist ein barmherziger, gütiger, liebender Gott, der möchte, dass es uns allen gut geht. Bei diesem Übermaß an „Gutgehen“ haben wir aber unseren Glauben an Gott verdrängt. Wir waren nicht mehr „online“ mit Gott und haben die Kirchengemeinschaften in Scharen verlassen. Es geht auch ohne Gott – das war und ist die Meinung vieler. Wir sind Gott auf der Nase herumgetanzt. Mit seiner Schöpfung sind wir sündhaft umgegangen. Wir haben uns dem Zeitgeist unterworfen und Gottes Strafe herausgefordert.

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Ein Ereignis, das jeden bewegt



▲ Corona betrifft alle. Mittlerweile herrscht in ganz Deutschland Maskenpflicht.

Der Kirche ist zu raten, rasch und vehement mit Mut und Ausdauer die Neuevangelisierung anzugehen. Den Worten von Papst Franziskus an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland folgend, muss das Evangelium allen Menschen mit Nachdruck verkündet werden. Das erwarte ich mir in höchster Priorität vom Synodalen Weg.

Gott ruft uns wie ein barmherziger Vater auf, nicht nur in dieser schwierigen Notlage, zum Glauben an seine göttliche Dreifaltigkeit zurückzukommen. Einen großen Dank all den Menschen in unserem Lande, die oft bis zum Äußersten ihren Dienst am Nächsten verrichten. Sie verdienen unser tägliches Gebet.

Günter Übelacker, 92242 Hirschau

Es ist schade, dass sich die deutschen Bischöfe dem Verbot des Ostergottesdienstes nicht entschlossener widersetzt haben. Die Ansteckungsgefahr ist doch in einem Gotteshaus nicht größer, als wenn man mit einem öffentlichen Verkehrsmittel zum Lebensmitteleinkauf fährt. Die Heidenangst sollten wir den Heiden überlassen, den Gotteseugen und die Zuversicht als Christen aber sollten wir vom Sonntagsgottesdienst mit in den Alltag nehmen.

Willi Vetter, 87677 Stöttwang

Die Gottesdienste waren in letzter Zeit sowieso nur spärlich besucht. Da könnte man doch leicht zwei Meter Abstand halten. Christus sagt: „Der Mensch lebt nicht nur vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt.“ Einkauf-

fen darf man, warum nicht Nahrung für die Seele besorgen? Gerade in so einer Situation sind doch die Priester gefragt. Ich wünsche mir mehr Mut, Gottvertrauen und Glauben.

Maria Schießl, 92431 Neunburg

Ansteckung als Hoffnung – das hört sich merkwürdig an. Oder vielleicht doch nicht? Der Glaube kann anstecken, kann Mutmacher sein. Selbst manch ein Christ wird da stutzen – der Ruf der Kirche in den vergangenen Jahren war nicht der beste. Kann man dieser Institution noch Glauben schenken? Der „Machbarkeitskult“ greift um sich, der doch nichts anderes besagt als: Wir können alles selbst, wir brauchen keinen Glauben!

Und dann kommt da ein unsichtbares Virus, das die ganze Welt lahmlegt. Plötzlich steht die Krise der Kirche nicht mehr im Vordergrund. Plötzlich lechzen wir tagtäglich nach den Medien, um zu erfahren, wann endlich dieses unscheinbare Virus bekämpft ist. Für mich ist es ein „Geschenk“, dass uns Christen im immer noch christlichen Abendland die Krise ausgerechnet in der österlichen Vorbereitungszeit und der Zeit nach Ostern zugemutet wird.

Die Parallele zur Kernbotschaft der Bibel ist so deutlich, dass ich gar nicht anders kann als sie aufzuzeigen: Das Volk Israel erwartet den Messias. Man hofft auf Erlösung, auf Befreiung, auf ein anderes Leben. Der Messias bricht in das Leben der Menschen ein. Sie „erkennen“ (glauben) nicht. Er wird umgebracht. Diejenigen, die an ihn glauben, werden zunächst enttäuscht. Sie erinnern sich jedoch an das, was er

ihnen gesagt hatte. Und dann glauben sie und bezeugen und verkündigen den Herrn, den wir an Ostern und Pfingsten in besonderer Weise feiern.

Die moderne Welt hat geglaubt, sie könne alles. Die Naturwissenschaft ermöglicht alles. Die Devise lautete: immer weiter, immer höher, immer mehr! Und dann kommt da dieses unbekannte Virus. Plötzlich geht nichts mehr! Uns wird alles genommen, teils sogar das Leben. Ausgerechnet in einer Urlaubszeit müssen wir daheim bleiben. Alles ist durchkreuzt!

Wer macht Mut? Ja, es gibt sie, die lieben Nachbarn, die lieben Verwandten. Ist das aber das Fundament, auf dem meine Hoffnung ruht? Nach dem Dunkel kommt das (wahre) Licht, besagt die österliche Botschaft. Nach einer schlimmen Nacht kommt ein neuer Morgen, nach dem Tod beginnt das neue Leben! Lassen wir uns anstecken vom Glauben an den auferstandenen Herrn.

Pfarrer Wolfgang Zopora,
97285 Tauberrettersheim

Corona

Corona macht die Runde, droht, mit dem Tod im Bunde und seinen Schadgewalten, den Kranken und den Alten.

Die Menschheit stockt in Starre, ein jeder, heißt's, verharre, es gehe keiner mehr hinaus, bleibt all in Eurem Haus!

Kein Fliegen mehr, kein Tanz, gefragt ist jetzt Distanz, Schluss mit Sozialkontakt wird zum humanen Akt.

Zum Schutze unsrer Alten muss jeder innehalten, stehn alle Räder still, den Tod doch keiner will.

Selbst in der Kirche Stille! Das ist kein freier Wille. Der Mensch muss sich jetzt beugen, Gottes Allmacht neu bezeugen!

Kurt J. Heinz, 55296 Lörzweiler



Frohe Botschaft

Vierter Sonntag der Osterzeit

Lesejahr A

Erste Lesung

Apg 2,14a.36–41

Am Pfingsttag trat Petrus auf, zusammen mit den Elf; er erhob seine Stimme und begann zu reden:

Mit Gewissheit erkenne das ganze Haus Israel: Gott hat ihn zum Herrn und Christus gemacht, diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt.

Als sie das hörten, traf es sie mitten ins Herz und sie sagten zu Petrus und den übrigen Aposteln: Was sollen wir tun, Brüder? Petrus antwortete ihnen: Kehrt um und jeder von euch lasse sich auf den Namen Jesu Christi taufen zur Vergebung eurer Sünden; dann werdet ihr die Gabe des Heiligen Geistes empfangen. Denn euch und euren Kindern gilt die Verheißung und all denen in der Ferne, die der Herr, unser Gott, herbeirufen wird.

Mit noch vielen anderen Worten beschwor und ermahnte er sie: Lasst euch retten aus diesem verdorbenen Geschlecht! Die nun, die sein Wort annahmen, ließen sich taufen. An diesem Tag wurden ihrer Gemeinschaft etwa dreitausend Menschen hinzugefügt.

Zweite Lesung

1 Petr 2,20b–25

Geliebte, wenn ihr recht handelt und trotzdem Leiden erduldet, das ist eine Gnade in den Augen Gottes. Dazu seid ihr berufen worden; denn auch Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt.

Er hat keine Sünde begangen und in seinem Mund war keine Falschheit. Als er geschmäht wurde, schmähte er nicht; als er litt, drohte er nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter.

Er hat unsere Sünden mit seinem eigenen Leib auf das Holz des Kreuzes getragen, damit wir tot sind für die Sünden und leben für die Gerechtigkeit. Durch seine Wunden seid ihr geheilt. Denn ihr hattet euch verirrt wie Schafe, jetzt aber habt ihr euch hingewandt zum Hirten und Hüter eurer Seelen.

Evangelium

Joh 10,1–10

In jener Zeit sprach Jesus: Amen, amen, ich sage euch: Wer in den

Schafstall nicht durch die Tür hineingeht, sondern anderswo einsteigt, der ist ein Dieb und ein Räuber. Wer aber durch die Tür hineingeht, ist der Hirt der Schafe.

Ihm öffnet der Türhüter und die Schafe hören auf seine Stimme; er ruft die Schafe, die ihm gehören, einzeln beim Namen und führt sie hinaus. Wenn er alle seine Schafe hinausgetrieben hat, geht er ihnen voraus und die Schafe folgen ihm; denn sie kennen seine Stimme.

Einem Fremden aber werden sie nicht folgen, sondern sie werden vor ihm fliehen, weil sie die Stimme der Fremden nicht kennen.

Dieses Gleichnis erzählte ihnen Jesus; aber sie verstanden nicht den Sinn dessen, was er ihnen gesagt hatte.

Weiter sagte Jesus zu ihnen: Amen, amen, ich sage euch: Ich bin die Tür zu den Schafen. Alle, die vor mir kamen, sind Diebe und Räuber; aber die Schafe haben nicht auf sie gehört. Ich bin die Tür; wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden; er wird ein- und ausgehen und Weide finden.

Der Dieb kommt nur, um zu stehlen, zu schlachten und zu vernichten; ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.



Gedanken zum Sonntag

Der gute Hirte

Zum Evangelium – von Pater Klaus Schäfer SAC



Hirten gehören heute nicht zu unserem Alltag. Nur in ländlichen Gegenden sieht man noch einen Schäfer mit

seiner Herde. Dadurch haben wir den Bezug zu Hirten und ihren Aufgaben verloren. Dabei ist das Bild vom guten Hirten ein sehr ansprechendes, tröstendes und hoffnungsvolles Bild der Bibel. Jesus nimmt mit ihm Bezug auf Psalm 23, dessen Bedeutung kaum bekannt ist.

Der erste Teil des Psalms 23 zeigt eine heile Welt auf, mit grünen Auen und Ruheplatz am Wasser. Der Mittelteil beschreibt den Weg durch ein finsternes Tal. Am Schluss

wird die Huld und Güte Gottes beschrieben, die für lange Zeit währt.

In Zeiten der Corona-Pandemie geht die Menschheit auch durch ein finsternes Tal. Das Leben kann nur kurz- und mittelfristig geplant werden. So darf selbst das Oktoberfest 2020 wegen des Coronavirus nicht stattfinden. Fast täglich verkünden Meldungen, wie es für die nächste Zeit weitergehen soll. Wie lange die einschneidenden Beschränkungen noch dauern, vermag heute niemand zu sagen.

Trotz Schutzmaßnahmen und High-Tech-Medizin sind im April 2020 in Deutschland über 5000 Menschen durch das Coronavirus gestorben. Diese Tatsache verfinstert nicht nur das Leben der Hinterbliebenen, sondern das der ganzen Nation.

Der Psalmist nimmt mit dem finsternen Tal Bezug auf das Leben der Hirten in Arabien: Das finstere Tal ist ein Wadi, ein ausgetrocknetes Flussbett, durch das der Hirte mit seiner Herde zu gehen hat, um auf die andere Seite zu neuen Weideflächen zu kommen. Im Wadi mit seinen steilen Ufern schweben sie in Lebensgefahr, denn es könnte sein, dass es im Gebirge kräftig geregnet hat und das Wasser nun als Sturzbach talwärts strömt. Wer sich dann im Wadi befindet, ertrinkt. Vor dieser Gefahr gibt es keinen Schutz, da für den Hirten nur strahlend blauer Himmel zu erkennen ist.

Die Tiere sind bei der Durchquerung eines Wadis unruhig. Daher lässt der Hirte seinen Hirtenstab über den Rücken der Tiere gleiten. Die Tiere sehen zwar den Hirten

nicht, wissen aber damit, dass der Hirte mit ihnen geht. Dies beruhigt sie.

Bei aller Finsternis während der Corona-Pandemie dürfen wir darauf vertrauen, dass Gott uns gut durch dieses finstere Tal führt. Er ist da bei gemeindelosen Gottesdiensten, die jetzt per Video ins Internet übertragen werden. Er ist da in Virologen und Politikern, die uns behutsam durch die Krise leiten. Er ist da im Klinikpersonal, das das Leben der Corona-Patienten zu retten und ihre Gesundheit wieder herzustellen versucht. Er ist für jeden von uns erreichbar in unseren Gebeten.

Wie in Psalm 23 wird es ein Danach geben. Jetzt sind wir im finsternen Tal – doch in dem Wissen, dass Gott uns als guter Hirte auf diesem Weg begleitet.



„Ich bin die Tür; wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden.“ Eingangsportal der Kirche Mariä Geburt im Snetogorski-Kloster bei Pskov, Russland.
Foto: © A. Savin, WikiCommons

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 4. Woche, vierte Osterwoche

Sonntag – 3. Mai

Vierter Sonntag der Osterzeit

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf, feierlicher Schlusssegen, Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 2,14a.36-41, APs: Ps 23,1-3.4.5.6, 2. Les: 1 Petr 2,20b-25, Ev: Joh 10,1-10
Weltgebetstag um geistliche Berufe

Montag – 4. Mai

Hl. Florian, Märtyrer, und heilige Märtyrer von Lorch

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 11,1-18, Ev: Joh 10,11-18; **Messe vom hl. Florian und den hll. Märtyrern von Lorch** (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 5. Mai

Hl. Godehard, Bischof von Hildesheim

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 11,19-26, Ev: Joh 10,22-30; **Messe vom hl. Godehard** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Mittwoch – 6. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 12,24-13,5, Ev: Joh 12,44-50

Donnerstag – 7. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 13,13-25, Ev: Joh 13,16-20

Freitag – 8. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 13,26-33, Ev: Joh 14,1-6

75. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkriegs: Messe um Frieden und Gerechtigkeit/Messe zur Danksagung (jeweils weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Samstag – 9. Mai

Sel. Maria Theresia von Jesu Gerharding, Ordensgründerin

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 13,44-52, Ev: Joh 14,7-14; **Messe von der sel. Maria Theresia** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Gebet der Woche

Der HERR ist mein Hirt, nichts wird mir fehlen.

Er lässt mich lagern auf grünen Auen
und führt mich zum Ruheplatz am Wasser.

Meine Lebenskraft bringt er zurück.
Er führt mich auf Pfaden der Gerechtigkeit,
getreu seinem Namen.

Auch wenn ich gehe im finsternen Tal,
ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei mir,
dein Stock und dein Stab, sie trösten mich.

Du deckst mir den Tisch vor den Augen meiner Feinde.

Du hast mein Haupt mit Öl gesalbt,
übertoll ist mein Becher.

Ja, Güte und Huld werden mir folgen mein Leben lang
und heimkehren werde ich ins Haus des HERRN
für lange Zeiten.

Antwortpsalm 23 zum vierten Sonntag der Osterzeit

Glaube im Alltag

von Pfarrer Stephan Fischbacher



In der Corona-Zeit haben wir gelernt, wie wir einander verbunden sein können, ohne dass wir uns persönlich begegnen. Wenn weder Besuche, noch ein gemeinsames Mittagessen, noch ein kurzes Vorbeischauen möglich sind, wird man kreativ und lässt sich allerhand einfallen. So haben viele Großeltern zum ersten Mal in ihrem Leben eine Videotelefonie-App genutzt, um ihre Enkel zu sehen.

Viele Menschen haben – vielleicht zum ersten Mal – über den Balkon miteinander gesprochen oder gar musiziert. Und es gibt elektronische Medien, die eine Informationsweitergabe ermöglichen, und soziale Netzwerke, die den Gedankenaustausch vereinfachen. Man kann sich verbunden sein, ohne sich zu begegnen.

Nach dem Johannesevangelium scheint Jesus gehnt haben, dass es für die Jünger ein Problem sein würde, wenn er nicht mehr lebhaft unter ihnen ist. Bisher war die Gemeinschaft der Jüngerinnen und Jünger auf ihn konzentriert. Es war immer eine persönliche Begegnung, die einen Jünger motivierte, Jesus nachzufolgen. Sein Tod und seine Verherrlichung bei der Himmelfahrt würden eine Lücke reißen, die sich nicht so einfach schließen lässt.

Er sprach im Abendmahlssaal lange und eindringlich mit ihnen, die Rede füllt mehrere Seiten in der Bibel. Es geht immer um die Frage: Wie bleiben wir einander verbunden? Jesus findet ein starkes Zeichen: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Re-

ben. Wer in mir bleibt, und in wem ich

bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen“ (Joh 15,5). Da die Jünger Wein kannten, wird ihnen dieses Bild sofort etwas gesagt haben: ohne Weinstock keine Reben mit Trauben, ohne Trauben keinen Wein. Jesus ist die Ursache von allem christlichen Handeln.

Wie sieht das konkret aus? Auch hier gibt Jesus eine Antwort: „Das ist mein Gebot: dass ihr einander liebt, so wie ich euch geliebt habe“ (Joh 15,12). Lieben und leben wie Jesus – dann sind wir ihm verbunden. So einfach wäre das. Dass er diese Worte im Abendmahlssaal spricht, scheint kein Zufall zu sein: Im Brechen des Brotes und im Teilen des Weines erfahren wir den, der sich für uns verschenkt: Christus – bis heute.

Ich denke mir oft, wenn jemand einen Menschen vermisst, weil er gestorben ist, weil er weit weggezogen ist oder weil es keinen Kontakt mehr gibt: Wie kann man einander verbunden bleiben, wenn Briefe, Telefon und soziale Netzwerke nicht in Frage kommen? Wir können versuchen, wenigstens ein wenig so zu leben und zu lieben wie dieser Mensch, den wir so sehr vermissen. Welche Werte waren einem Menschen heilig? Wem hat er gerne geholfen? Wie hat er gelebt? Das schafft Verbindung über alle Begrenzungen hinaus.

WORTE DER HEILIGEN:
HILARIUS VON ARLES

Wie das Leben zu führen ist



Hilarius lässt bei seiner Leichenrede auf Bischof Honoratus diesen nochmals selbst zu Wort kommen, drückt dabei aber auch seine eigene Überzeugung aus.

In der Predigt sagte er: „Als bei dem im Sterben liegenden Honoratus die Beamten, der Präfekt und die Leute des Präfekten zusammenkamen, welche leidenschaftliche Anweisungen gab er da, obwohl ihn schon die Kälte des Todes erfasste! Dabei begann er von seinem eigenen Ende ausgehend eine zutiefst berührende Mahnrede. Und es war völlig angemessen, dass er, der beständig ein Beispiel für ein gelingendes Leben gegeben hatte, nun auch seinen Tod zum Vorbild machte. Er sagte: Ihr seht, welche zerbrechliche Herberge wir bewohnen. Wohin wir im Leben aufgestiegen sind, von dort werden wir im Tode wieder abgezogen werden.“

Von diesem unvermeidlichen Schicksal erlösen keine Ehrenämter, keine aufgehäuften Schätze. Dieses Schicksal ist Gerechten und

Ungerechten, Mächtigen und Niedrigstehenden gemeinsam. Wir schulden Christus großen Dank, der durch seinen eigenen Tod und seine Auferstehung unserem Tod mit der Hoffnung auf Auferstehung Mut gegeben hat, indem er uns ewiges Leben anbot und den Schrecken ewigen Todes beseitigt hat.

Führt also euer Leben so, dass ihr nicht das Ende eures Lebens fürchten müsst; und erwartet das, was wir Tod nennen, gleichsam als Übersiedelung. Der Tod ist keine Strafe, wenn er nicht zur Todesstrafe führt. Zwar ist die Trennung von Fleisch und Seele hart; aber viel härter ist, wenn Fleisch und Seele zusammen in den Flammen der Hölle schmachten. Es sei denn, der Geist erkennt in seinem ganzen Leben seine edle Gesinnung wieder und hat seinem Leib den Krieg und seinen leiblichen Lasten den Kampf angesagt; dann dürfte er bei der glückseligen Trennung vom Unrat des Fleisches beide Wesenheiten – nämlich Leib und Seele – für den ewigen Frieden unbefleckt bewahren, um sie dort auf glückselige Weise

zu vereinen, wo die Heiligen in Herrlichkeit jubeln und sich in ihren Gemächern freuen werden, das heißt in ihren verklärten Leibern wie in ihren neuen Heimstätten. Dann werden sie das, was ihre Glieder gemeinsam der Gerechtigkeit geweiht haben, als ihre vertrauten Herbergen wiedererkennen. Das sollt ihr also tun!

Nun hinterlässt euch euer Bischof Honoratus das Erbe: Mit seinem letzten Atemzug lädt er euch in das Erbe des himmlischen Reiches ein. Keiner soll zu sehr von der Liebe zu dieser Welt festgehalten werden. Am besten ist, dass du freiwillig verschmähst, was du offensichtlich mit Notwendigkeit einmal entbehren musst.

Niemand soll aufgrund seiner Schätze in Saus und Braus leben, keiner diene dem Geld, keinen soll der leere Prunk des Reichtums verderben. Es ist ein Frevel, sein Heil für Verderben bringendes Materielles zu verkaufen, und dass jemand von dem gefangengenommen wird, wovon er erlöst werden kann.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem, ob

Heiliger der Woche

Hilarius von Arles

geboren: wohl in Nordgallien
gestorben: 449 in Arles
Gedenktag: 5. Mai

Hilarius war verwandt mit Honoratus, dem Gründer des Inselklosters Lérins. Dieser drängte ihn auch zum Eintritt in dieses Kloster. Als Honoratus Bischof von Arles wurde, folgte Hilarius ihm dorthin, kehrte dann aber auf die Insel zurück. An Honoratus' Totenbett wurde später er zum Bischof von Arles gewählt. Als solcher engagierte er sich pastoral und sozial, gründete eine Klerikerschule an seinem Bischofssitz und hielt zahlreiche Synoden ab, bei denen er auch den Vorsitz führte. Wegen Eingriffen in den Rechtsbereich anderer Bistümer wurde er im Jahr 445 von Papst Leo I. gemäßregelt. Von seinen Schriften sind nur eine Homilie und ein Brief erhalten. *red*

Hilarius von Arles finde ich gut ...



Dr. Clemens M. Kasper leitet ein Sozialunternehmen in Celle. Davor forschte, lehrte und publizierte er zur Geschichte und Kultur des vorbenediktinischen südgallischen Mönchtums.

„In seiner bischöflichen Tätigkeit blieb er seinen Wurzeln, dem Mönchsleben in Lérins und der dort gewachsenen tiefen Verbundenheit zu Jesus, treu und wandte sich tatkräftig den Herausforderungen des neuen Amtes zu. Nur widerstrebend hat er die Klosterinsel verlassen, sich dann aber dem Ruf seines Vorgängers Honoratus nicht verschlossen. Er schöpfte die Kraft für sein Wirken aus der Prägung des klösterlichen Lebens. Zugleich aber ist Hilarius gewiss nicht der hellste Stern am Himmel der Heiligen – aber vielleicht gerade so ein Beispiel für viele, die unter Mühen und ohne großes Aufsehen ihren Alltag an dem Platz meistern, an den sie gestellt sind.“

Zitat

über Hilarius von Arles

Auf der Grabinschrift für Hilarius steht:

„Der Bischof des Herrn, welcher die Liebe zur Armut dem Golde vorzog, gewann für sich das himmlische Reich. Hilarius – für ihn bedeutet der Tod den Siegespreis und Christus das Leben. Den Gebrauch seines irdischen Leibes wegen dessen Hinfalligkeit verachtend, ließ er die Rüstung des Fleisches hier zurück und stieg auf zu den Sternen.“

Die Schätze verachtend suchte er die Schätze des Himmels, das Sterbliche tauschend, und kaufte den ewigen Himmel mit irdischen Gaben.

Ein Edelstein unter den Priestern, Lehrer des Volkes und des Erdkreises, verrichtete er für Christus sogar bäuerliche Arbeit und verschmähte es nicht, Knechtsdienst auf sich zu nehmen.

Hinsichtlich des Dienstes lebte er als Niedrigster, hinsichtlich des Gipfels als Höchster. So ist es nicht verwunderlich, wenn er keine Wohnung, Christus, verdiente, wenn er eintrat in die Wohnstätten der Engel und das goldene Reich, wenn er deinen Reichtum, o Paradies, die wohlriechenden Gräser und die von göttlichen Blumen duftenden Gärten und unter sich die Wolken und die Gestirne des Himmels sieht.“

AUGENZEUGENBERICHT AUS SYRIEN

Eine weitere Sorge unter vielen

Schlechte Voraussetzungen für Kampf gegen Virus – Wirtschaftskrise verschärft sich

ALEPPO (KiN) – Syriens Bewohner neigen dazu, sich wenig Sorgen um ihre persönliche Sicherheit und Gesundheit zu machen. Diesen Eindruck kann man gewinnen, wenn man durch das vom Krieg geschundene Land unterwegs ist. Vorige Woche wurde im Nordosten des Landes ein erster Corona-Todesfall bestätigt.

„Viele Menschen hier sagen, dass sie bereits seit Kriegsausbruch vor neun Jahren leiden“, erzählt der armenisch-katholische Priester Antoine Tahhan aus Aleppo. „Sie machen sich wenig Sorgen um das Coronavirus. Andere sind vorsichtiger und besorgen sich Schutzmasken und Desinfektionsmittel.“

Wie in zahlreichen Ländern der Welt geschehen, ließ auch die Regierung in Syrien am 19. März alle Geschäfte schließen. Nachts gilt zwischen 18 und 6 Uhr eine strenge Ausgangssperre. Wenige Tage nach Bekanntgabe dieser Maßnahmen beschlossen die Bischöfe des Landes, auch die Kirchen zu schließen. Pfarrer Tahhan feiert seitdem jeden Morgen allein die Heilige Messe in der Heilig-Kreuz-Kirche in Aleppo.



◀ ▲ Verwüstungen in der schwer beschädigten Kathedrale von Aleppo. Im armenisch-katholischen Krankenhaus der Stadt warten Kranke auf Hilfe. Fotos: Ismael Martinez Sanchez/Kirche in Not

Danach geht er sofort nach Hause, um die Schutzmaßnahmen einzuhalten.

Ärzte sind geflüchtet

Sonst gibt es wenig, das getan werden kann in einem Land, in dem der Krieg auch das Gesundheitssystem zerstört hat. „In Aleppo sind viele Krankenhäuser und Gesundheitszentren schwer beschädigt, Medikamentenvorräte wurden geplündert“, erklärt der Priester. Zudem seien viele Ärzte vor der Gewalt durch islamistische Milizen geflüchtet.

Die denkbar schlechtesten Voraussetzungen also in Zeiten der Corona-Pandemie, befürchtet Tahhan: „Ich denke nicht, dass es genug Beatmungsgeräte gibt. Wir benötigen dringend Schutzmasken, Schutzkleidung und Ausrüstung zum Sterilisieren.“ Auch müsse die Bevölkerung noch mehr für die Gefahren durch Covid-19 sensibilisiert werden. „Noch immer gehen viele Leute in den Parks spazieren und begrüßen sich, ohne die Maßnahmen zu beachten“, erklärt der Priester. Viele sind nicht gerüstet für diesen unsichtbaren „Krieg“.

In Aleppo sind die sichtbaren Kämpfe und Angriffe seit Ende 2016 vorbei. Nur ein paar wohlhabendere Familien konnten seitdem ihre Häuser wiederherstellen. Gerade unter den Christen der Stadt gibt es aber viele arme Leute. Sie können nur überleben, weil die Kirchengemeinden sie mit Lebensmitteln, Mietbeihilfen oder Medikamenten unterstützen. Das Geld dazu kommt von Organisationen wie „Kirche in Not“.

Der durch den Krieg und seine Folgen ausgelöste Exodus sei ein schwerer Schlag gewesen, klagt Tahhan: „Vor dem Krieg lebten in Aleppo 30 000 christliche Familien. Nun sind es noch rund 10 000. Zwei Drittel davon sind ältere Menschen.“

Sanktionen mehren Leid

Durch die Überalterung verschlimmert sich die Wirtschaftskrise zusehends. Der Priester erklärt: „Die Löhne reichen nicht, um die Familien zu ernähren. Die Sanktionen fügen der Bevölkerung weiteres Leid zu, und die schlechte wirtschaftliche Lage im Libanon beeinträchtigt auch die Wirtschaft in Syrien. Der Dollarkurs und die Lebenshaltungs-

kosten sind in die Höhe geschossen.“

Aus der armenisch-katholischen Gemeinde seien seit der Befreiung Aleppos 75 Familien zurückgekehrt – allesamt Vertriebene innerhalb Syriens. „Um Familien zur Rückkehr zu ermutigen, müssen die Sanktionen aufgehoben werden, wie es auch der Papst in seiner Osterbotschaft gefordert hat“, schließt Tahhan.

Das Coronavirus ist für die Menschen hier eine weitere Sorge unter vielen. Angesichts der Pandemie fürchten sie vor allem die wirtschaftlichen Folgen. Diese könnten den Leidensweg der Syrer erschweren, aber auch eine Verringerung der ausländischen Nothilfeprogramme zur Folge haben. Derzeit sind diese jedoch wichtiger denn je.

Hintergrund

Nach dem ersten bestätigten Corona-Todesfall im Nordosten Syriens zeigt sich die Organisation Ärzte ohne Grenzen „zutiefst besorgt“. Das geschwächte Gesundheitssystem und Grenzschließungen machten es in der Region fast unmöglich, angemessen auf die Krankheit zu reagieren, erklärte Ärzte ohne Grenzen vorige Woche in Berlin.

Die medizinische Notfallkoordinatorin im Land, Crystal van Leeuwen, forderte, humanitäre Organisationen und Geberländer müssten ihre Hilfe „deutlich aufstocken“. Besonders die Situation in den Vertriebenenlagern in der Region machten ihr Sorgen.

Die Menschen dort lebten auf engstem Raum mit wenig oder keinem Zugang zu medizinischer Versorgung oder Trinkwasser. Allein im Lager Al Hol leben demnach rund 65 000 Menschen. Mehr als 90 Prozent davon sind Frauen und Kinder. **KNA**



▲ Pfarrer Antoine Tahhan mit der Ikone „Trösterin der Syrer“. Foto: Kirche in Not



„Bleib daheim“ steht auf dieser Hausfassade an einer Straßenkreuzung in Kapstadt. Die Ergänzung „wenn du kannst“ ist durchgestrichen.

MEHRFACHE GEFAHR FÜR AFRIKA

Drei Millionen Corona-Tote?

Auf dem „Schwarzen Kontinent“ trifft das Virus auf ein desolates Gesundheitssystem

KAPSTADT – Corona tötet weltweit Hunderttausende. Millionen sind infiziert. Auf dem „Schwarzen Kontinent“ könnte die Pandemie besonders verheerende Folgen haben. Hier trifft das Virus auf zahlreiche Länder mit desolatem Gesundheitssystem.

„Diese Krankheit hat uns auf dieselbe Ebene gebracht. Reiche und arme Nationen – sie alle spüren die Last und können nur wenig dagegen tun“, sagt Ignatius Ayau Kaigama, Erzbischof im nigerianischen Abuja. Afrika könnte nach China, Europa und den USA zum neuen Corona-Epizentrum werden, befürchteten die Vereinten Nationen (UN). Bis zu drei Millionen Afrikaner könnten an Covid-19 sterben – je nachdem, welche Maßnahmen die 54 Regierungen zur Eindämmung treffen.

Wenige Tage nach dieser Horrorprognose warnte die Organisation „Ärzte ohne Grenzen“: „Da nicht einmal die Länder mit den fortschrittlichsten Gesundheitssystemen dem Coronavirus gewachsen sind, könnten die Folgen für Menschen in Ländern mit schwachen Gesundheitssystemen umso drastischer sein.“

Ob Johannesburg, Lagos oder Nairobi: Für europäische Augen wirken Afrikas Megastädte oft unüberschaubar chaotisch. Hochhäuser ragen in den Himmel, Menschen zwängen sich in Sammeltaxis. Auf den Märkten herrscht dichtes Gewimmel. Und noch etwas sticht hervor: Wo sind die Alten? Der Durchschnittsafrikaner ist 18 Jahre alt – nicht mal halb so alt wie der durchschnittliche Europäer (42).

„Tickende Zeitbombe“

Was Entwicklungsexperten in der Vergangenheit als „tickende Zeitbombe“ bezeichneten, eröffnet jetzt Perspektiven. In Corona-Zeiten beschäftigt Politiker, Ökonomen und Ärzte eine Frage: Kann Afrikas junge Bevölkerung ein Horrorszenario wie etwa in Italien, Spanien oder den USA verhindern? Das Durchschnittsalter der Todesopfer in Italien lag bei über 80 Jahren. In Afrika sind gerade einmal drei Prozent der Bevölkerung über 65.

Das müsste die Zahl der Afrikaner, die die Risikogruppe bilden, eigentlich drastisch senken. Doch ist Afrika nicht nur der Kontinent der Jugend, sondern auch der Kranken.

Aids, Tuberkulose, Malaria, Polio oder Mangelernährung erwiesen sich in den vergangenen Jahrzehnten als Entwicklungsbremse.

Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO leben 70 Prozent der HIV-Infizierten auf dem „Schwarzen Kontinent“. Am stärksten betroffen ist Südafrika, wo jeder siebte Erwachsene das Aids-Virus in sich trägt. Zwar erzielte der Schwellenstaat zuletzt große Fortschritte im Kampf gegen die Immunschwächekrankheit. Mehr als vier Millionen Südafrikaner erhalten kostenfrei Medikamente. Allerdings wissen viele Betroffene noch nichts von ihrer Erkrankung oder haben noch keine Therapie begonnen.

„Um sie mache ich mir Sorgen. Ihr klinischer Verlauf könnte jenem von älteren Menschen ähneln“, sagt Professor Salim Abdool Karim. Der Epidemiologe ist Chefberater des Corona-Krisenstabs der südafrikanischen Regierung. In den ersten Wochen der Krise wurde er im südlichen Afrika zum Gesicht des Kampfs gegen das Virus. Die Aussicht, wie eine Bevölkerung mit so hoher Aids- und Tuberkuloserate auf Corona reagieren könnte, macht ihm Sorgen.

Erschwert wird Afrikas Kampf gegen Covid-19 durch Konflikte und Armut. „In vielen Ländern haben die Menschen kaum Möglichkeiten, sich vor einer Infektion zu schützen, wenn sie zum Beispiel in einem Slum oder Lager leben oder kaum Zugang zu sauberem Wasser haben“, heißt es von den „Ärzten ohne Grenzen“. Die Helfer unterstützen den medizinischen Kampf in mehr als 40 Ländern weltweit, darunter zahlreiche in Afrika.

Drastische Situation

Corona gefährdet laut WHO vor allem die „fragilen Gesundheitssysteme“ auf dem Kontinent. Während in öffentlichen Krankenhäusern in Europa durchschnittlich 4000 Intensivbetten auf eine Million Einwohner kommen, seien es in Afrika bloß fünf. Noch drastischer ist die Situation in Afrikas bevölkerungsreichstem Land Nigeria. Dort kommt laut einer Studie von 2017 ein halbes Intensivbett auf je eine Million Einwohner.

Ähnlich sieht es bei Beatmungsgeräten aus. So berichtet etwa die US-Tageszeitung „New York Times“: „Der Südsudan, eine Nation von elf

Millionen, hat mehr Vizepräsidenten (fünf) als Beatmungsgeräte (vier).“ Weltweit konkurrieren Gesundheitsbehörden um Masken, Corona-Tests und lebenserhaltende Geräte. „Leider steht Afrika ganz hinten in der Warteschlange“, sagte der Vertreter eines deutschen Herstellers von Beatmungsgeräten gegenüber südafrikanischen Medien.

Die kenianische Ärztin Neema Kaseje ist überzeugt: Afrika müsse sich auf ein „erhöhtes Auftreten von Covid-19 bei jungen Patienten“ einstellen. Anders als in Europa dürften die Fälle aber seltener glimpflich enden.

Trauriges Beispiel ist Zororo Makamba. Der 30-jährige Fernsehmoderator hatte New York besucht, wo er sich mit dem Virus ansteckte. Ende März war er der erste Corona-Tote in Simbabwe. „Als wir im Krankenhaus ankamen, gab es dort weder ein Beatmungsgerät noch Medizin, selbst der Sauerstoff drohte auszugehen“, kritisiert seine Familie.

Strenge Notverordnung

Afrikas Kampf gegen die Pandemie verläuft sehr unterschiedlich. Einige Staaten halten eisern an der Normalität fest, während andere Ausgangsbeschränkungen erließen. Die strengste Notverordnung trat Anfang April in Südafrika in Kraft. Joggen, im Park spazieren oder den Hund Gassi führen gehören damit der Vergangenheit an. Restaurants und Märkte mussten schließen.

Der „Lockdown“ traf viele Südafrikaner hart. In wenigen Wochen verlor jeder Zehnte seinen Job. Es kam zu Plünderungen von Supermärkten und Lebensmitteltransporten. Ähnliches könnte bald Alltag auf dem ganzen Kontinent werden, fürchten die UN. Demnach drohe die Corona-Krise, 27 Millionen Afrikaner in extreme Armut zu stürzen. Um das Überleben von Millionen zu sichern, bräuchte Afrika 92 Milliarden Euro an Soforthilfe.

Seit die Pandemie auf Afrika übergriff, hat sich die Kirche als wichtiger Helfer erwiesen. In Nigeria stellten die Bischöfe der Regierung die mehr als 400 Kliniken im Besitz der katholischen Kirche zur Verfügung. In Simbabwe spendete die Nuntiatur medizinische Hilfsmittel im Wert von mehr als 18 000 Euro. In der Elfenbeinküste verteilten Kirchenvertreter Schutzmasken an Bewohner von Armenvierteln. „Kein Kirchenvertreter macht Urlaub“, sagt Pfarrer Emmanuel Chimombo von der Vereinigung ostafrikanischer Bischofskonferenzen zur Situation.

Afrikas Misere sorgt mitunter auch für ethische Debatten. So mussten sich zwei französische Wis-

senschaftler für ihren Vorschlag entschuldigen, einen Impfstoff in Afrika zu testen – „wo es keine Masken, keine Behandlung und keine Wiederbelebungsmöglichkeiten“ gebe. Ärzte vor Ort unterstellten ihren europäischen Kollegen „Rassismus“. Der Panafrikanische Kirchenrat sprach von einer „Herabwürdigung Afrikas“. Man sei kein globales Versuchslabor.

Probe für die Welt

Der Konflikt könnte erst der Auftakt gewesen sein – und Corona zur Solidaritätsprobe für die Weltgemeinschaft werden. „Wenn die ganze Welt auf die ein oder andere Weise betroffen ist, wollen Politiker naturgemäß ihre eigene Bevölkerung schützen“, meint Simon Misiri, Afrika-Vertreter der Internationalen Föderation der Rotkreuz- und Rothalbmondgesellschaften.

Wer erhält Zugang zu lebensrettenden Apparaten? Wie wird sichergestellt, dass eine Schutzimpfung künftig auch die Ärmsten erreicht? Und wie ist zu verhindern, dass Entwicklungsländer den Launen westlicher Regierungen und Pharmakonzerne unterworfen sind? Diese Fragen beschäftigen die Verantwortlichen der WHO genauso wie Afrikas Regierungen.

Kardinal Philippe Ouédraogo aus Burkina Faso hat seine Covid-19-Erkrankung überstanden. Für ihn ist nach seiner Genesung klar: „Es braucht Solidarität auf lokaler, regionaler und globaler Ebene“.

Markus Schönherr



Regieren mit Masken: Südafrikas Präsident Cyril Ramaphosa (rechts) und Wohnbauministerin Lindiwe Sisulu schützen sich. Foto: Government ZA, Schönherr



▲ Mitarbeiter des südafrikanischen Gesundheitssystems nehmen Corona-Tests vor.



▲ Südafrikas „Lockdown“ bringt massive Kontrollen von Militär und Polizei mit sich.

Fotos: Ashraf Hendricks/GroundUp (2)

VOR 75 JAHREN

Kapitulation statt „Endsieg“

Mit der Unterschrift des zitternden Feldmarschalls endete der Zweite Weltkrieg

Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. (...) Niemand wird um dieser Befreiung willen vergessen, welche schweren Leiden für viele Menschen mit dem 8. Mai erst begannen und danach folgten. Aber wir dürfen nicht im Ende des Krieges die Ursache für Flucht, Vertreibung und Unfreiheit sehen. (...) Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen.“ Mit diesen Sätzen unterstrich Bundespräsident Richard von Weizsäcker in einer wegweisenden Rede vor dem Bundestag 1985 die Bedeutung des Kriegsendes.

In der Bevölkerung machte im Frühjahr 1945 ein neuer Abschiedsgruß die Runde. Statt „Bis bald“ hieß es nun noch lakonisch: „Bleib übrig!“ Der Weltkrieg hatte 50 bis 65 Millionen Menschen das Leben gekostet, den Holocaust ermöglicht und in Teilen Osteuropas und der Sowjetunion furchtbare Zerstörungen hinterlassen. Nun kehrte der Krieg zu seinen Verursachern zurück. Die Deutschen mussten darauf hoffen, dass die Sieger mehr Gnade kannten als die NS-Besatzer in den vormals okkupierten Teilen Europas.

Eiliger Vormarsch

Nach der Rheinüberquerung stießen die amerikanischen beziehungsweise westalliierten Truppen General Dwight D. Eisenhowers im Rekordtempo vor. Bis zum 21. April 1945 kapitulierten die Wehrmachtsverbände im Ruhrgebiet. Bis Ende April befreiten die Truppen die noch inhaftierten Gefangenen



▲ Am 30. April hissten Soldaten der Roten Armee auf dem Berliner Reichstagsgebäude ihre Fahne – im Bild nachgestellt wenige Tage darauf. Rund eine Woche später erklärte die deutsche Wehrmacht die bedingungslose Kapitulation.

in den Konzentrationslagern. Weil Heinrich Himmler befohlen hatte, Spuren zu beseitigen und die KZs zu räumen, wurden hunderttausende Häftlinge noch in den letzten Kriegsmonaten von der SS ermordet. Sie starben auf Todesmärschen, in vollgepackten Güterzügen, wurden erschossen oder bei lebendigem Leib verbrannt.

Am 25. April trafen US-Truppen bei Torgau an der Elbe auf die Rote Armee. Parallel hierzu weiteten bri-

tische und amerikanische Langstreckenbomber und Tiefflieger in den letzten Kriegsmonaten ihre Angriffe auch auf kleinere Städte, ja sogar Dörfer aus: Am 23. Februar 1945 legte das britische „Bomber Command“ Pforzheim in Schutt und Asche und tötete fast jeden dritten Einwohner. Städte wie Düren, Wesel, Paderborn, Bruchsal oder Bocholt wurden zu 90 bis 99 Prozent zerstört.

Am 24. April 1945 bombardierte die Royal Air Force den mit Flüchtlingen überfüllten Bahnhof von Bad Oldesloe: In 18 Minuten starben über 700 Menschen. Weil alliierte Piloten besonders häufig Bahnanlagen ins Visier nahmen, wurden auch Züge mit Flüchtlingen getroffen, die der Hölle von Krieg und Vertreibung im Osten entkommen zu sein glaubten. Durch den Vormarsch der Roten Armee verloren über elf Millionen Deutsche ihre Heimat. Am Ostersonntag, dem 1. April 1945, zerstörten Hunderte sowjetische Bomberflugzeuge in einem Feuersturm Breslau.

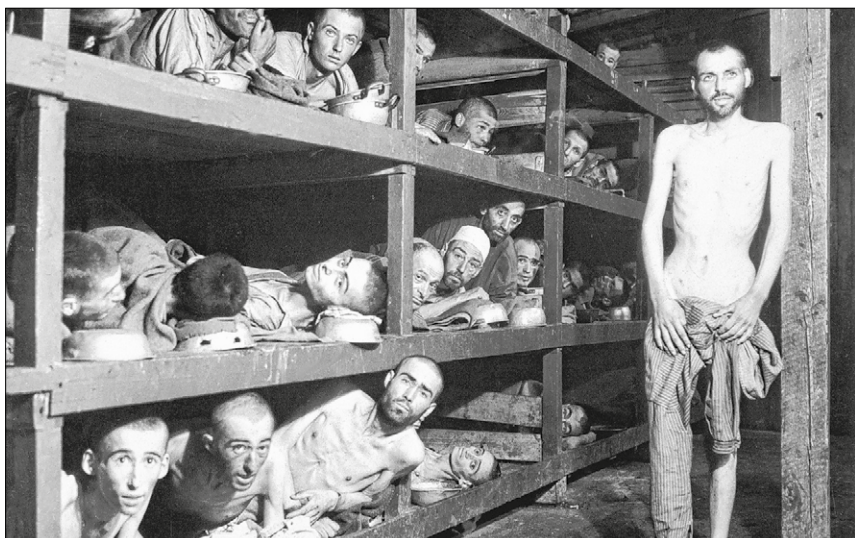
Dann schloss sich der Belagerungsring um Berlin: Für die Großoffensive ab dem 16. April hatten die Marschälle Georgi Konstantinowitsch Schukow und Iwan Ste-

panowitsch Konjew 2,5 Millionen Rotarmisten, 6200 Panzer und 7500 Flugzeuge zusammengezogen. Ihnen standen auf dem Papier noch knapp eine Million deutsche Verteidiger gegenüber. Doch die Kampfkraft der Reste von Wehrmacht, Waffen-SS, Volkssturm und rund 3500 „Hitlerjungen“ war angesichts von Munitions- und Treibstoffmangel begrenzt.

Zwischen SS und Sowjets

Auf den Seelower Höhen östlich der Reichshauptstadt entbrannte eine der brutalsten Schlachten des Krieges. 12 000 deutsche und 33 000 russische Soldaten starben. Dann bahnten sich die Rotarmisten unter verlustreichen Häuserkämpfen den Weg ins Herz Berlins. Den 2,5 Millionen Zivilisten dort drohte noch von anderer Seite Gefahr: Wer auch nur in den Verdacht des Verrats geriet, wurde von NS-Schergen erschossen oder gelyncht.

Am 20. April besetzten US-Truppen symbolträchtig Nürnberg, die „Stadt der Reichsparteitage“. Am selben Tag versammelte sich im Bunker unter der Reichskanzlei die NS-Führung zur Feier von Adolf Hitlers 56. Geburtstag.



▲ Bei der Befreiung der Konzentrationslager zeigte sich den alliierten Truppen Entsetzliches. Die Häftlinge im KZ Buchenwald sind ausgemergelt und entkräftet.

Als sich Hermann Göring in Richtung Berchtesgaden absetzte und sich selbst zum neuen „Führer“ proklamieren wollte, ließ ihn Hitler wegen Hochverrats von der SS auf dem Obersalzberg verhaften. Hitler kommandierte Geisterarmeen, die nur noch in seiner Fantasie existierten. Seine Tobsuchtsanfälle wechselten sich ab mit optimistischen Hirngespinnsten: Der Tod von US-Präsident Franklin D. Roosevelt am 12. April sei ein Eingriff der „Vorsehung“ gewesen und werde die Kriegswende herbeiführen.

Propagandalüge am Ende

Am 30. April nahmen sich Hitler und Eva Braun das Leben. Tags darauf tötete Joseph Goebbels seine Familie und sich selbst. Von Hamburg aus verkündete der „Großdeutsche Rundfunk“, dass Hitler „in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei bis zum letzten Atemzuge gegen den Bolschewismus kämpfend für Deutschland gefallen“ sei. Am 1. September 1939 hatte Hitlers Krieg mit der Propagandalüge vom polnischen Angriff begonnen – und mit einer Lüge endete er auch.

Am 30. April gegen 22.40 Uhr pflanzten Rotarmisten das Banner der 150. Schützendivision auf dem Dach des nach heftigen Kämpfen eroberten Reichstagsgebäudes auf. Das weltberühmte Foto (*linke Seite*) ist eine vom Fotografen Jewgeni Chaldei am 2. Mai nachgestellte Szene mit einer extra dafür geschneiderten Hammer-und-Sichel-Flagge.

Von Flensburg aus verfügte der von Hitler zum Reichspräsidenten bestimmte Großadmiral Karl Dönitz die Erlaubnis, zunächst mit Eisenhower im Obersten Hauptquartier der Alliierten Expeditionstreitkräfte (SHAEF) in Reims verhandeln zu dürfen. Generaloberst Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabs, hoffte auf einen separaten Waffenstillstand mit den Westalliierten, doch Eisenhower wies dies strikt zurück: Gemäß den Absprachen von Jalta sei allein eine deutsche Gesamtkapitulation akzeptabel, ausgesprochen auch gegenüber dem sowjetischen Oberkommando.

Per Funk erhielt Jodl von Dönitz die Vollmacht zur bedingungslosen Kapitulation an allen Fronten. Am 7. Mai setzte Jodl seine Unterschrift unter jenen „Act of Military Surrender“, der am 8. Mai 1945 um 23.01 Uhr in Kraft treten sollte. Für das SHAEF signierte Eisenhowers Stabschef Walter Bedell Smith mit einem Füllfederhalter aus purem Gold. Stalins Repräsentant Generalmajor Iwan Susloparow war soeben erst in Reims eingetroffen und hatte von Moskau noch keine Instruktionen erhalten. Wenn er allerdings

jetzt seine Unterschrift verweigerte, riskierte er einen deutschen Teilwaffenstillstand mit den Westmächten. So signierte er unter einem Vorbehalt, der den Sowjets die Wiederholung der Zeremonie gestattete.

Auch die Briten forderten eine zusätzliche Ratifizierung durch die Kommandeure der Wehrmachtsteilstreitkräfte, um auszuschließen, dass abermals – wie nach dem Ersten Weltkrieg – eine Dolchstoßlegende entstünde. Susloparows Tinte war kaum getrocknet, da erhielt er den Befehl aus Moskau, bloß nichts zu unterschreiben: Stalin war bereits darüber höchst aufgebracht gewesen, Hitler nicht mehr lebend in die Hände bekommen zu können. Nun schien ihm auch noch Eisenhower die Show stehlen zu wollen. Stalin erklärte, eine deutsche Kapitulation könne „nicht auf den Gebieten der Sieger entgegengenommen werden, sondern nur an dem Ort, an dem die faschistische Aggression ihren Ausgang nahm – in Berlin“.

Später im Kalten Krieg sollte Moskau die Kapitulation von Reims zum „vorbereitenden Protokoll“ degradieren. In der Nacht vom 8. auf den 9. Mai wurde Marschall Schukows neues Hauptquartier, das Offizierskasino der Wehrmachtspionierschule I in Karlshorst, zum Schauplatz des zweiten Akts: Vizeaußenminister Andrei Wyschinski, in den 1930er Jahren Chefankläger bei Stalins Schauprozessen, hatte Stunden benötigt, die sowjetischen und westalliierten Textversionen jener zweiten Kapitulationsurkunde in Einklang zu bringen.

Aufgrund eines Stromausfalls mussten die Dokumente bei Kerzenlicht auf einer Reiseschreibmaschine mehrfach neu abgetippt wer-



▲ Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, unterzeichnet im sowjetischen Hauptquartier die Kapitulationsurkunde.

den. An der Spitze der deutschen Generäle und Admiräle unterzeichnete Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht. Als Keitel an den grünen Tisch trat, fiel ihm sein Monokel aus dem geröteten Gesicht, und seine Hand zitterte. Um 0.20 Uhr am 9. Mai war alles vorbei.

Atombombe blieb erspart

So blieb Deutschland das Schicksal Hiroshimas und Nagasakis erspart: Beim Wettlauf um die Entwicklung der Atombombe hatten die Wissenschaftler von Los Alamos den Sieg über ihre deutschen Konkurrenten davongetragen. Auf dem Höhepunkt der massiven V2-Angriffe auf London wurde in britischen Geheimdienstkreisen über eine Vergeltung mit Atomwaffen oder Giftgas nachgedacht. Anfang Februar 1945

erhielt General Leslie Groves, militärischer Leiter des Manhattan-Projekts, von Präsident Roosevelt die Anweisung, im Falle eines von Hitler weiter hinausgezögerten Kriegsendes Vorbereitungen für einen Atombombenabwurf auf Deutschland zu treffen.

Dabei wäre Berlin vielleicht sogar verschont worden. Stattdessen galt die Industrieregion Ludwigshafen-Mannheim als geeignetes „Demonstrationsobjekt“, dessen Vernichtung die US-Luftwaffe mit nur einer Bombe erreichen könnte. Andererseits gaben US-Militärs zu bedenken, dass der Zünder beim Abwurf versagen und eine intakte Bombe den Nazis in die Hände fallen könnte. Letztlich verzögerte sich die Waffenentwicklung bis nach der deutschen Kapitulation: Der erste Atomwaffentest fand im Juli 1945 statt.

Michael Schmid



Nichts als Trümmer hinterließen Bombardierungen und Kampfhandlungen – etwa hier in Nürnberg.

GROSSFAMILIEN IN DER CORONA-KRISE

„Viele Hamster fressen mehr“

Kinderreichtum sorgt bei Einkauf und Schule zu Hause für enorme Herausforderungen

Die Hefe muss zurück ins Regal. Auch vom Brot, den Nudeln, der frischen Milch und Mehl gibt's nur zwei Packungen“, sagt die Kassiererin beim Zahlen im Discounter. In der Warteschlange raunt jemand „Hamster“. Dabei machen wir nur einen normalen Einkauf für uns und die vier Kinder. Gottlob sind die älteren Geschwister nicht mehr im Haus, weil sie in einer WG in Berlin wohnen oder im Ausland sind.

Sonst müssten wir als Kinderreiche vermutlich schon hungern. Mindestens aber rationieren, denn viele Lebensmittel gibt es quasi nur noch auf Zuteilung. „Maximal eine Verpackung“ oder „Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen“ steht hier und dort an den Regalen. Aber wer definiert eigentlich „haushaltsüblich“? Eine Familie mit fünf Kindern ist in Deutschland garantiert „haushaltsunüblich“.

Engpässe bei Versorgung

Wenn in einigen Haushalten die studierenden erwachsenen Kinder notgedrungen wieder einziehen, kann es bei Großfamilien schon mal zu Engpässen bei der Verköstigung kommen. Viele Studenten haben ihren Job in Kneipen oder Kleidungsgeschäften eingebüßt. Kurzarbeitergeld bekommen sie nicht. Wer keine Ausbildungsförderung erhält, muss sparen. Zu Hause ist das Kinderzimmer noch frei und zur Not teilt man es sich wieder mit der kleinen, noch schulpflichtigen Schwester.

Das mag bei Durchschnittsfamilien mit – laut Statistischem Bundesamt – 1,3 Kindern noch gehen. Aber was machen die Kinderreichen? „Immer mehr Eltern von Mehrkindfamilien stoßen bei ihren notwendigen Einkäufen auf Unverständnis, Misstrauen und sogar direkte Aggression“, schildert Elisabeth Müller die Rückmeldungen vieler kinderreicher Familien. Müller ist Bundesvorsitzende des Verbands kinderreicher Familien Deutschland (KRFD).

Im Supermarkt sollen sie nachweisen, wie viele Kinder zu versorgen sind. Oft werden ihre Aussagen bezweifelt. Bewährt hat sich sowohl in Thüringen als auch in Nordrhein-Westfalen eine „Mehrkindfamilienkarte“, auf der alle zur Familie gehörenden Kinder verzeichnet sind. Der KRFD schlägt die Ein-



führung einer solchen Karte in allen Bundesländern vor.

„Die aktuelle Situation verdeutlicht den Druck, der auf Familien lastet“, sagt Elisabeth Müller und verweist auf die massive Erleichterung, die eine solche Karte den Familien bringen könnte. Der Verband kinderreicher Familien Deutschland vertritt 1,4 Millionen kinderreiche Familien und setzt sich seit 2011 in Politik, Wirtschaft und Medien für ihre Interessen ein. Als Netzwerk von Mehrkindfamilien ging er aus der Initiative engagierter kinderreicher Familien hervor.

Mehrere Kilo Nudeln

Nicht nur beim normalen Einkauf sorgt die Corona-Krise für Probleme. Auch das in Schule oder Kita eingenommene Mittagessen fällt weg. Kochen und „Groß-Einkauf“ beanspruchen Zeit. Seit Schulen und Kitas geschlossen sind, heißt es für große Familien, alle Kinder dreimal täglich mit einer Mahlzeit zu versorgen. Wenn eine Familie fünf Kinder hat, braucht sie mehrere Kilo Nudeln und viele Tomaten für eine Mahlzeit.

„Was bei anderen ein Vorratskauf ist, ist für Mehrkindfamilien ein normaler Wochenendeinkauf“, fasst Elisabeth Müller, selbst Mutter von sechs Kindern, zusammen. Mit der kostenlosen „Corona-Familienkarte“ können KRFD-Mitgliedsfamilien an der Supermarkt-Kasse nachweisen, wie viele Familienmit-

glieder es gibt. Der erhöhte Bedarf an Lebensmitteln kann dadurch glaubhaft gemacht werden – zumindest tendenziell.

Die deutsche Durchschnittsfamilie hat nicht mehr als zwei Kinder. Großfamilien stellt die Corona-Krise aktuell vor besonders große Herausforderungen.

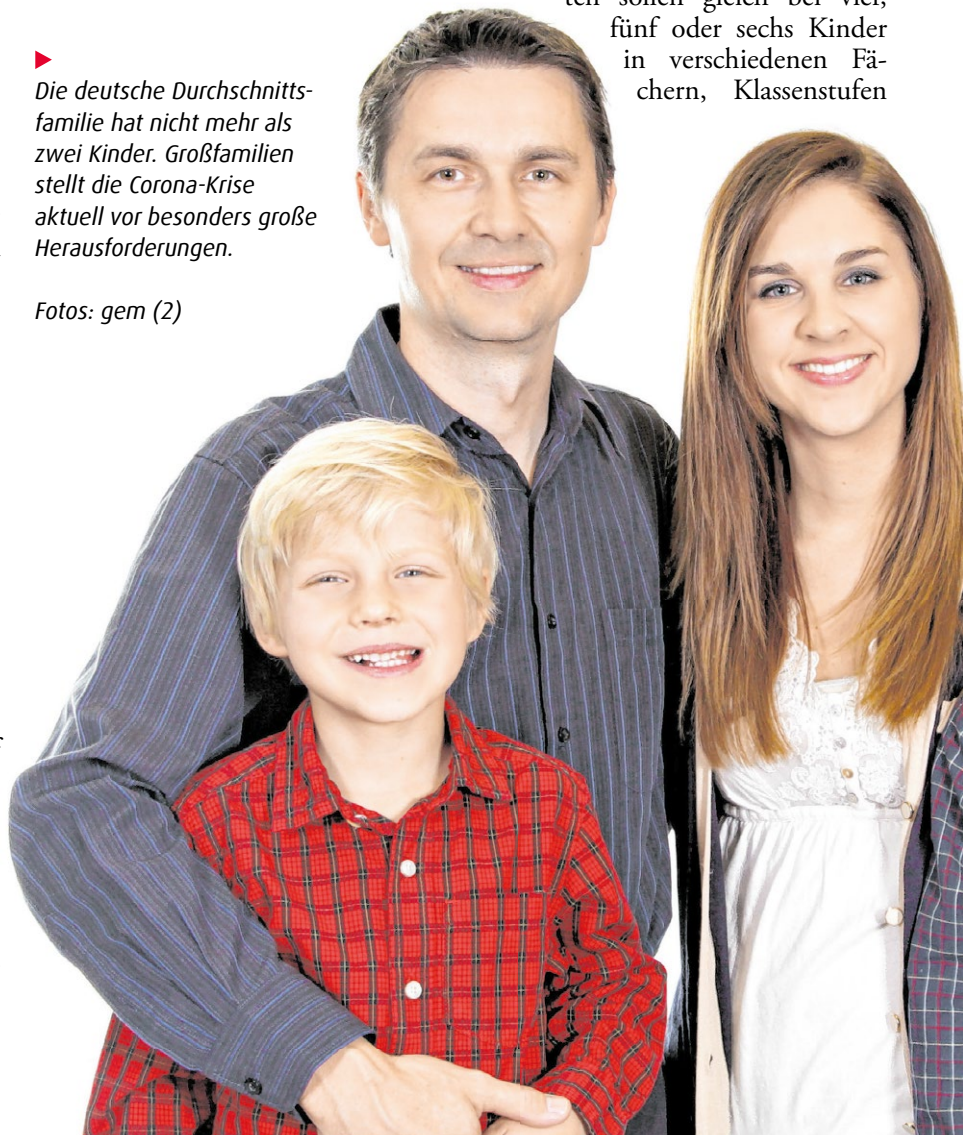
Fotos: gem (2)

In der Corona-Krise beschränken viele Supermärkte den Einkauf auf „hausübliche Mengen“. Für Großfamilien können das etwa bei Nudeln schon mal mehrere Kilo sein. Nicht alle Händler reagieren mit Verständnis.

„Die Corona-Familienkarte wurde schon über 1500 Mal angefordert. Doch sie ist leider keine Garantie, dass der Supermarkt kooperativ und verständnisvoll reagiert. Sie ist ein erster Schritt und die Familien haben einen Nachweis“, erklärt Elisabeth Müller. Ihr Verband hat zudem alle großen Lebensmittel-Discounters angeschrieben und auf die Lage von Großfamilien hingewiesen.

Elternwissen reicht nicht

Ein weiteres Problem bei großen Familien ist der Unterricht zu Hause. Das normale Elternwissen bei Chemie, Biologie oder Geschichte reicht oft nicht aus. In Corona-Zeiten sollen gleich bei vier, fünf oder sechs Kinder in verschiedenen Fächern, Klassenstufen





▲ Elisabeth Müller (links) – hier im Gespräch mit der ungarischen Familien-Staatssekretärin Katalin Novák – ist Bundesvorsitzende des Verbands kinderreicher Familien Deutschland. Foto: Thiede

und Schultypen parallel unterrichtet werden. Was in unteren Klassen der Grundschule noch zu meistern ist, kann in den oberen Klassen schon mal große Probleme verursachen.

Die professionelle Atmosphäre einer Schule kann zu Hause niemals hergestellt werden. Und wer kann es sich leisten, fünf Laptops anzuschaffen und parallel zu betreiben? Mit Lernpatenschaften will der KRFD helfen. „Wir haben uns gedacht: Wo, wenn nicht in Mehrkinderfamilien, gibt es so viele erfahrene Schüler oder schon große Kinder, Studenten, Lehrer-Eltern, Spezialisten oder pensionierte Fachleute?“, sagt Müller. „Warum bringen wir die nicht zusammen?“

Auf seiner Internetseite ruft der KRFD auf: Wenn sich geübte Schüler, Studenten, erfahrene oder pensionierte Lehrer, Experten aller Fachrichtungen sowie engagierte Großeltern vorstellen können, jüngeren Kindern zu helfen und die Eltern zu entlasten, sollten sie sich unbedingt beim KRFD melden. Auch umgekehrt gilt der Aufruf: „Wenn Sie Hilfe brauchen bei den Hausaufgaben, dann schreiben Sie uns!“

Volle Einkaufswagen

Familien mit vielen Kindern haben es durch die Einschränkungen der Corona-Pandemie gleich mehrfach schwer. Ihre Einkaufswagen waren schon immer voller als die der anderen. Wer drei, vier, fünf oder mehr Kinder zu versorgen hat, muss mehr Lebensmittel kaufen. „Viele Hamster fressen mehr!“, rief unsere Abiturientin dem Rauner an der Supermarktkasse zu.

Ein Hinweis auf die Familiengröße half uns nichts. „Vorschrift ist Vorschrift“, sagte die Kassiererin. Immerhin war sie so nett, uns leise den Tipp zu geben, sich erneut mit der Hefe, dem Brot, den Nudeln, der Milch und dem Mehl anzustellen – „nur nicht an meiner Kasse“. Wir vermuteten auf dem Weg nach Hause: Sie hat ein Herz für kleine Hamster in Großfamilien.

Rocco Thiede

Der Autor

Rocco Thiede ist Vater von sechs Kindern. Von ihm erschienen mehrere Sachbücher zum Thema Familie, zum Beispiel „Kinderglück: Leben in großen Familien“ oder „Die Generationsbrücke: Wie das Miteinander von Alt und Jung gelingt“.

Albertus Magnus

Der Mann, der alles wusste

Um 1200 in Lauingen an der Donau geboren, erwanderte Albert von seiner schwäbischen Heimat aus ganz Deutschland und viele Länder Europas.

Wie die Natur durchwanderte er auch die Wissenschaften. Seine Werke zu Theologie, Philosophie und Naturphilosophie decken zusammen ungefähr alles ab, was es zur damaligen Zeit überhaupt zu wissen gab.

Er war ein Vordenker und Friedensstifter. Er gilt als Begründer der Kölner Universität und als Retter des Bistums Regensburg. Vor allem aber war der „Mann, der alles wusste“ als Mönch, Prediger und Seelsorger tief verwurzelt im Glauben.

Begegnen Sie diesem faszinierenden Heiligen in unserer Multimedia-Reportage unter www.heiliger-albertus-magnus.de



www.heiliger-albertus-magnus.de

Albertus Magnus
MultimediaReportage



▲ Hochkonjunktur durch Corona: Autokinos ziehen in der Krise vermehrt Publikum an.

Fotos: imago images/Jochen Tack, KNA

FILME, KONZERTE, GOTTESDIENSTE

Die Renaissance des Autokinos

Kultur und Glaube im eigenen Wagen: Darauf fahren in der Corona-Krise viele ab

STUTT GART – Das Autokino erlebt in der jetzigen Zeit, in der andere Filmhäuser geschlossen sind, eine Renaissance. Und bietet auch beste Möglichkeiten für Theateraufführungen, Konzerte und nicht zuletzt Gottesdienste. Es ermöglicht Gemeinschaftserlebnisse in gebührendem Abstand.

Bis zum Beginn der Corona-Pandemie waren Autokinos in Deutschland rar gesät: Bundesweit gab es nur fünf solche Einrichtungen, die das gesamte Jahr offen waren, 15 bis 20 weitere in Saisonbetrieb. Doch seit Kinobesuche und andere Kulturveranstaltungen flachfallen, erlebt das Kino im Kleinwagen ein Comeback: „Jetzt schießen die Autokinos wie Pilze aus dem Boden“, sagt Heiko Desch, Pressesprecher der Autokino-Kette „Drive In“.

Laut Bundesnetzagentur gibt es derzeit so viele Anträge auf die Erteilung von Funkfrequenzen für die Tonübertragung in Autokinos wie nie zuvor: Zwischen 1. März und Ende April hat die Aufsichtsbehörde in mehr als 40 Fällen Frequenzen für den Betrieb von Autokinos zugeteilt. Weitere rund 80 Anträge lagen vor.

Meist gelten wegen der Pandemie strenge Auflagen für Autokinobesucher: etwa eine Begrenzung von zwei Personen pro Fahrzeug plus eigene Kinder bis zu 14 Jahren. Tickets können nur übers Internet gebucht werden. Sie werden bei der Einfahrt auf das Kinogelände durch das geschlossene Fenster registriert.

Doch Autokinos können nicht nur großes Kino: Sie sind in diesen

speziellen Zeiten auch Motor für Kultur aller Art. In Baden-Württemberg etwa handelt es sich bei einem Drittel der Anträge nicht um klassisches Kino, sondern um Gottesdienste, Lesungen, Konzerte oder Theateraufführungen.

Das Karlsruher Kammertheater hat auf dem Messplatz ein Autokino eingerichtet und will neben Filmvergnügen vom Fahrersitz auch Theaterstücke live spielen. Das neu eröffnete Bühler Autokino lädt zu einer Mallorca-Party, wo „Wagen an Wagen“ zu Live-Musik gefeiert werden kann. Mitte April war die Kölner Mundartband „Brings“ live im Autokino Köln. In dem neuen

Autokino auf dem Messeparkplatz der Messe Düsseldorf können die Rapper Alligatoah und Sido erlebt werden.

In Zeiten, in denen Gottesdienste verboten oder nur sehr eingeschränkt möglich sind, haben einige findige Kirchengemeinden ebenfalls auf Gottesdienste im Autokino umgeschwenkt: Im Düsseldorfer Autokino feierten rund 1000 Gläubige an Karfreitag einen ökumenischen Gottesdienst, bei dem sich die Besucher am Ende mit einem Hupkonzert bedankten. An Ostern öffneten in Marl und im württembergischen Kornwestheim die Autokinos ihre Tore für Gottesdienstbesucher.

Gibt es kein echtes Autokino, reichen selbst ein Anhänger, ein Parkplatz und Beschallung durch Lautsprecher aus, um im Autokino-Stil Gottesdienst zu feiern, weiß Pfarrer Christian Tsalos im württembergischen Heimsheim. „Viele Leute haben sich nach dem Ostergottesdienst im Auto bedankt und fanden es toll, endlich mal wieder gemeinsam – wenn auch durch Autoscheiben getrennt – Gottesdienst zu feiern.“

„Ich bin sehr glücklich“

Seit 60 Jahren gibt es Autokinos in Deutschland. Auch das bundesweit erste und älteste Autokino in Gravenbruch bei Frankfurt konnte nach einer Zwangspause wegen der behördlichen Corona-Beschränkungen seinen Betrieb wieder aufnehmen. „Darüber bin ich sehr glücklich“, sagt „Drive In“-Pressesprecher Desch, der auch Theaterleiter des Autokinos in Gravenbruch ist.

Konzerte, Theater oder Gottesdienste im Autokino – der Experte glaubt nicht, dass die neuen kulturellen Versuche in Autokino-Manner die Corona-Zeit überdauern werden. „Sobald sich die Situation normalisiert, wird es kaum mehr Interesse an solchen Veranstaltungen geben, da muss man einfach realistisch sein.“

Auch seien die dafür notwendigen Videowände zur Zeit nur verfügbar, weil es keine anderen Veranstaltungen gibt. Deshalb will Desch weiterhin vor allem eines: Sein Kerngeschäft machen und gutes Autokino anbieten.

Judith Kubitscheck



Frank Heidkamp, Stadtdechant von Düsseldorf, segnet Gottesdienstteilnehmer in ihren Autos nach einer Messe im Düsseldorfer Autokino.

TRADITION AUF DEM TELLER

Hier geht es um die Wurst

Vom Schwein oder vom Kalb: Spezialitäten aus München, Frankfurt und Nürnberg

Bockwurst, Bratwurst, Currywurst – Deutschlands Wurstvielfalt ist international berühmt und ein Beweis föderaler Vorzüge. Regional gibt es zahlreiche Zubereitungen, die teils seit Jahrhunderten erfolgreich verkauft werden. Ein Überblick über Traditionswürste aus München, Frankfurt und Nürnberg.

60 bis 65 Prozent mageres Kalbsbrät, zehn Prozent Schweinefleisch, 20 Prozent Gehacktes und Schwarten – das macht eine Bayerische Weißwurst aus. Dazu kommen Wasser, Salz, Pfeffer, Zwiebeln, Zitronenschalen und frische Petersilie. Ein Anteil zerkleinertes Eis sorgt für den Wassergehalt und dafür, dass die Temperatur bei der Brätherstellung nicht zu hoch wird. So werden Fett und Eiweiß besser gebunden.

Wer bei Weißwürsten an eine uralte Tradition bayrischer Esskultur denkt, der irrt. Die schöne Geschichte, an einem Faschingssonntag anno 1857 habe der Münchner Bierwirt Sepp die Weißwurst erstmals in seinem Gasthof am Münchner Marienplatz hergestellt, ist zwar weit verbreitet, aber unbewiesen.

Tatsache ist, dass die Weißwurst schon sehr viel älter ist – und ursprünglich keineswegs in München beheimatet. Bereits im 15. Jahrhundert ernährten sich arme Bauern mit einer weißen Wurst, die ungefähr aus allem bestand, was an einem Kalb irgendwie genießbar war: vom Kopf bis zu den Innereien.

Weißwurst aus Paris

Schon ein Jahrhundert zuvor, um 1390, findet sich in dem französischen Buch „Ménagier de Paris“ (etwa: Pariser Haushaltsbuch) eine als „Boudin blanc“ bezeichnete Wurst, die mit ihrer Füllung aus Kalbfleisch, Petersilie, Zitronenschale und Muskat kaum von der „Original Münchner Weißwurst“ abweicht. Diese wurde zwar in Bayern berühmt, stammt aber offensichtlich aus der französischen Küche.

Von Frankreich nach Frankfurt: Bereits für das Jahr 1487 weist Chronist Achilles August Lersner (1662 bis 1732) in der Kaiserstadt am Main eine besondere lokale Wurst nach. Hergestellt hat man die geräucherte Spezialität seit jeher im Frankfurter „Worschtquartier“, dem Bezirk zwischen Dom und Römer-

berg, wo alle Ochsen-, Schweine- und Hammelmetzger ihr Handwerk in drangvoller Enge ausübten. Von ihrem Verkaufsstand aus – im Volksmund „Schirn“ genannt – verkauften sie die Ware. Außerhalb dieses Gebiets durfte keiner ein Geschäft führen – sonst wurde ihm die Schirn vernagelt. Dafür sorgte die strenge Metzgerzunft.

Das erste überlieferte Rezept der Frankfurter Würstchen findet sich 1749 in einem Kochbuch. Über den feinen Geschmack des geräucherten Würstchens aus gehacktem Schweinefleisch, heißt es da, entscheide die Würzung mit Muskatnuss und Muskatblüte, Salz, Pfeffer, Thymian, Majoran oder Koriander. So machten die kostspieligen Gewürze die Frankfurter Würstchen zu einer Delikatesse. Für das Besondere zahlte man damals etwas mehr.

Nicht nur Gattungsbegriff

Damit vor allem von ausländischen Wurstlieferanten nicht einfach jede Brühwurst als „Frankfurter“ bezeichnet werden konnte, wurde schon frühzeitig der Staat hinzugezogen: Bereits 1929 legte das Berliner Kammergericht fest, dass es sich beim Namen „Frankfurter“ um eine geografische Herkunftsbezeichnung und keinesfalls nur um einen Gattungsbegriff handle. Demnach haben allein Fabrikanten im Wirtschaftsbezirk Frankfurt am Main das Recht, ihr Erzeugnis aus Schweinefleisch „Original Frankfurter Würstchen“ zu nennen.

Noch älter als das Frankfurter Würstchen ist die Nürnberger Rostbratwurst, die damit als Deutschlands urkundlich älteste Wurstspezialität gelten darf. Bei ihr handelt es sich in der Zusammensetzung um grob entfettetes Schweinefleisch ohne Brätanteil und grob gekörnten Speck. Die Gewürzmischung variiert je nach überliefertem Rezept: Charakteristisch ist neben Salz und Pfeffer vor allem gekerbelter Majoran, der auch den typischen Geschmack ausmacht.

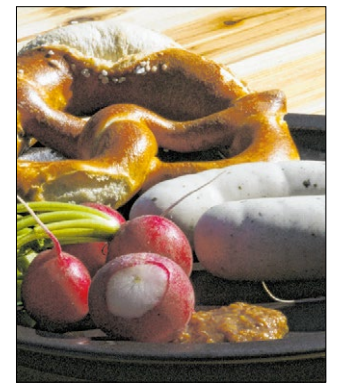
Eine weitere Besonderheit ist die Länge der Würstchen von lediglich sieben bis neun Zentimeter bei einem Durchmesser von rund einem Zentimeter – ein Winzling also. Urkundlich nachweisen lässt sich der Verkauf der Spezialität bereits im Jahr 1313. Rund 170 Jahre später, 1487, bezeichnet eine andere



▲ „Die Geburtsstätte der Weißwurst“ ist auf dem Aufsteller zu lesen. Hier, am Münchner Marienplatz, soll die Traditionswurst aus der bayerischen Landeshauptstadt entstanden sein. Tatsächlich stammt sie wohl aus Frankreich.



▲ Die Klassiker vereint: Nürnberger Rostbratwürstchen (links) neben Weißwurst und Frankfurter. Das Bild rechts zeigt die Münchner Weißwurst mit „Breze“ und süßem Senf. Auch Radieschen werden gelegentlich dazu gereicht. Fotos: Krauß



Archivalie die bis heute bekannte Gaststätte „Bratwurstglöckl“ als „das Glöcklein Peim Koch“. Daraus lässt sich schließen, dass die Nürnberger Bratwürste seinerzeit in einer Art Garküche hergestellt wurden, die offenbar auch das Recht zum Schlachten und Bierausschenken besaß.

Strenge Vorgaben

Schon um diese Zeit unterlagen die Metzger in Nürnberg strengen Vorgaben. So wurden die fertigen Würste den geschworenen Metzgern und Marktmeistern täglich zur Qualitätsbeurteilung vorgelegt. Wurden sie wegen zu hohem Wassergehalt oder schlechter Zusammensetzung beanstandet, folgte die körperliche Züchtigung auf dem Fuße: Der Betroffene flog in die Pegnitz.

1573 brutzelte in Nürnberg erstmals eine Wurst mit nur 25 Gramm auf dem Rost einer öffentlichen

Wurstküche. Vermutlich aufgrund der allgemeinen Teuerung in jener Zeit reagierten die Nürnberger Metzger mit sinkenden Stückgewichten, um so inflationäre Preise zu verhindern. Obschon der Rat der Stadt die Größe der Wurst im Verhältnis zum Preis beanstandete, ignorierten die Metzger diese Beschwerde und so sind die Nürnberger Rostbratwürstchen klein geblieben.

„Original Nürnberger Rostbratwurst“ ist von der Europäischen Union als geografische Herkunftsbezeichnung verbindlich festgelegt. Sie ist dementsprechend als regionale Spezialität EU-weit geschützt – wie auch die ähnlich traditionsreiche Thüringer Rostbratwurst. Aber anders als die Münchner Weißwurst. Oder das Wiener Würstchen. Das kommt nämlich nicht aus Wien – und heißt in Österreich auch ganz anders: nämlich Frankfurter.

Irene Krauß

35 Sobald die Stämme entastet waren, legte Paul die Zweige ordentlich übereinander, damit man sie leicht nach Hause ziehen konnte. Getrocknet dienten sie als wertvolles Anmachholz. Jeder Stamm wurde in vier Meter lange Stücke zersägt, und Paul half beim Aufstapeln. Diese Stapel ließ man bis zum Winter stehen. War die Schneedecke dick genug, bildete man eine Loite: eine Rinne, die aus dünnen Stämmen jedes Jahr neu zu bauen war. In dieser ließ man die Stämme zu Tal rutschen.

Waren alle Stämme unten gelandet, hieß es, sie bis zum Straßenrand zu ziehen. Dazu bediente man sich eines Werkzeugs, das man „Sabin“ nannte, man könnte es als Mittelstück zwischen Axt und Hacke beschreiben. An einem Ende des Stammes schlug man das hackenartige Metallstück fest ins Holz, packte den Sabin an dem langen Holzstiel und zog ihn mit sich. Allerdings passierte es verschiedentlich, dass durch die Unebenheit des Bodens der Sabin aus dem Holz sprang. Dann musste man ihn erneut fest einhauen. Diese Kunst beherrschte Paul bereits im Alter von 14 Jahren.

Zu dieser Zeit war man schon so fortschrittlich, dass man einen Holztransporter zum Straßenrand bestellt hatte. Dieser brachte das Holz mühelos nach Hause. Damit war die Arbeit jedoch noch nicht beendet. Mit dem elektrischen Strom im Jahr 1963 kam auch eine elektrische Kreissäge auf den Hof. An diese wollte man den jungen Paul noch nicht heranlassen. Deshalb zersägte Klaus noch einige Jahre lang die Stämme auf ofengerechte Länge. Diese mit der Axt so zu spalten, dass sie sich gut in den Ofen schieben ließen, war dann Aufgabe des Jungen.

In dem Winter, als Paul 15 war, begleitete Schwager Klaus ihn ein letztes Mal in den Wald. Mittlerweile gab es wesentlich leichtere Motorsägen. Eine solche besorgte Klaus für seinen jungen Schwager. Er zeigte ihm nicht nur die genaue Handhabung, sondern belehrte ihn auch, wie man beim Fällen am besten vorgeht, damit man nicht von seinem eigenen Baum erschlagen wurde.

Paul, ein heller Bursche, begriff schnell. Inzwischen war er auch groß, kräftig und so geschickt, dass er in den folgenden Wintern ganz allein Bäume fällen, entasten und in Stücke zersägen konnte. Beim Aufstapeln der Stämme brauchte er allerdings die Hilfe seiner Schwester Vroni. Manchmal half auch die Mutter mit.

Das Holz, das man aus dem eigenen Wald entnehmen konnte, reichte für die Öfen des Bärenhofs bei Weitem nicht aus. Ein Glück, dass

Der Fluch der Altbäuerin



Als Klaus den elterlichen Hof übernehmen kann, verlässt der Jungbauer mit seiner wachsenden Familie den Bärenhof. Seine Arbeitskraft fehlt schmerzlich und Paul muss immer mehr Aufgaben übernehmen. Das Baumfällen mit der Motorsäge kann ihm aber noch nicht zugemutet werden. Dazu kehrt Klaus jedes Jahr für einige Tage auf den Bärenhof zurück.

zu dem Anwesen auch ein Holzrecht am Gemeindewald gehörte. Der Förster markierte alljährlich die Bäume, die eine Familie als Brenn-, Nutz- oder Zaunholz schlagen durfte. Also fiel für den jungen Paul viel Arbeit an. War das Holz am Hof, ging es mit der Arbeit erst recht weiter.

Seit Zenta Zimmer vermietete, hatte sie in einer bestimmten Absicht jeden Schilling davon beiseitegelegt und im Frühjahr 1963 endlich so viel beisammen, dass sie elektrischen Strom legen lassen konnte. Ihre Stammgäste staunten nicht nur, sie wussten den Komfort auch zu schätzen. Bis die Bäuerin sich endlich fließendes Wasser im Haus leisten konnte, musste sie allerdings noch viele Gäste beherbergen.

Hatten die Touristen bisher nur im Sommer die schöne Gegend zu schätzen gewusst, so hatten sie diese zu Beginn der 1960er Jahre auch für den Wintersport entdeckt. Nun strömten sie nicht nur im Sommer herbei, sondern auch im Winter. Für die zuvor armen Berggemeinden bedeutete das einen enormen finanziellen Aufschwung.

Zunächst aber galt es, zu investieren. Die Bergstraßen wurden asphaltiert, damit die Autotouristen mühelos bis in die entlegensten Winkel gelangen konnten, und Gasthäuser um-, aus- oder neu gebaut, damit man dem Ansturm von Wintergästen gerecht werden konnte. Aus diesem Grund bemühten sich auch viele Bauern, ihre Häuser den Ansprüchen ihrer Gäste anzupassen.

und ließ sich selbst auf dem anderen nieder.

und ließ sich selbst auf dem anderen nieder.

Ihre beiden Jüngsten saßen noch auf der Eckbank, weil man gerade das Nachtmahl beendet hatte. Vroni räumte flink den Tisch ab und setzte sich wieder auf ihren Platz. Der Gast betrachtete unterdessen wohlgefällig den jungen Mann. „Ist das dein Bua?“, wollte er wissen. Nicht ohne Stolz stellte Zenta ihn vor: „Ja, mein Sohn Paul.“

„Er ist doch gewiss schon aus der Schule.“ Das klang mehr nach einer Feststellung als nach einer Frage. „Ja, seit einem Jahr. Warum?“ Zenta musterte den Fremden mit argwöhnischen Blicken. „Paul, was machst du so den ganzen Tag?“, richtete der Besucher das Wort nun direkt an Zentas Sohn.

Noch bevor dieser zum Antworten ansetzte, legte seine Mutter los: „Was soll er schon machen? Da sein Vater nicht mehr lebt, muss er all das übernehmen, was ein Bauer zu tun hat. Falls du selbst vom Land bist, wirst du wissen, dass man im Sommer auf den Feldern eingespannt ist und im Winter im Stall und beim Holzmachen.“

„Freilich, ich kenn mich aus“, antwortete Toni in verbindlichem Ton und wandte sich gleich wieder an den jungen Mann: „Aber gewiss hast im Winter nebenher noch a bissl Zeit, um dir Geld zu verdienen?“ Das Wort Geld ließ die Witwe gleich freundlicher dreinschauen und einen sanfteren Ton anschlagen: „Geld verdienen? Wie meinst das?“

„Ihr habt doch sicher davon gehört, dass nicht weit von hier ein Skilift gebaut wird.“ „Nein, wie sollten wir denn? Wir kommen doch nirgendwohin“, sprudelte die Frau heraus. „Vielleicht durchs Radio oder die Zeitung?“ „Bei uns gibt es weder das eine noch das andere“, offenbarte Zenta.

„Wenn das so ist, dann muss ich euch wohl aufklären. Nicht weit von hier lasse ich einen Skilift bauen, damit die Gegend für Winterurlauber attraktiver wird.“ „Und was haben wir damit zu tun?“ „Am ersten Dezember soll der Lift in Betrieb gehen. Den kann ich allerdings nicht allein betreiben, dazu brauche ich einige zuverlässige Helfer. Deshalb suche ich nach geeigneten jungen Leuten. Dein Sohn scheint mir der richtige Mann dafür zu sein.“

► Fortsetzung folgt

Der Fluch der Altbäuerin
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus
GmbH & Co. KG
ISBN:
978-3-475-54804-8



Stiften in Zeiten von Corona

Die Corona-Pandemie verursacht große Not unter den Menschen, in Deutschland und weltweit. Das Virus verändert aktuell das gesellschaftliche Leben und erzeugt Verunsicherung sowie existenzielle Nöte. Es ist absehbar, dass die Folgen dieser Krise die vielen Gesichter von Armut noch stärker zutage treten lassen werden als derzeit sichtbar.

Der Deutsche Caritasverband setzt sich als Fürsprecher für Menschen in Not, unabhängig von deren konfessioneller Zugehörigkeit, auf den politischen Ebenen ein. So konnte er sich bei der Gestaltung staatlicher Unterstützungsmaßnahmen im Rahmen der Corona-Pandemie einbringen. Er sorgt gemeinsam mit anderen Trägern der Wohlfahrtspflege dafür, dass die soziale Infrastruktur auch in schwierigen Zeiten aufrecht erhalten bleibt. Mit seinem internationalen Hilfswerk Caritas international hilft der Caritasverband außerdem Menschen in Not in anderen Ländern, zum Beispiel mit einem Corona-Hilfsfonds.

Die Caritas-Stiftung Deutschland ist die Stiftung des Deutschen Caritasverbandes. Als solche fördert sie dauerhaft die Arbeit des Verbandes. Mittels Zustiftungen kann deren Stiftungskapital



▲ Stiftungsdirektorin Natascha Peters (linkes Bild) und Referentin Monika Pitz (rechts) helfen Interessenten, sich in der Caritas-Stiftung Deutschland zu engagieren.
Fotos: CSD/M. Nonnenmacher



wachsen. Das ist wichtig, denn nicht nur heute zeigt sich die Not der Menschen. Der Deutsche Caritasverband ist auf die langfristige Unterstützung seiner Stiften angewiesen, damit er auf die Herausforderungen einer veränderten Gesellschaft reagieren und sich als Anwalt für mehr Solidarität und Gerechtigkeit in die politische Diskussion einbringen kann. Denn die Caritas will hilfsbedürftigen Menschen helfen, sie versorgen

und sie begleiten. Das gilt in der Krise und ebenso auch nach der Krise.

Wer der Caritas-Stiftung Deutschland als Förderer oder Förderin helfen möchte, damit sich der Deutsche Caritasverband heute wie auch morgen im Inland und Ausland für Menschen in Not einsetzen kann, nimmt gerne Kontakt auf. Stiftungsdirektorin Natascha Peters und Referentin Monika Pitz freuen sich auf die Kontaktaufnahme von Menschen, die die

Anliegen der Caritas-Stiftung Deutschland unterstützen möchten.

Kontakt:

Caritas-Stiftung Deutschland,
Werthmannstraße 3a, 50935 Köln

Ansprechpartnerin:

Stiftungsreferentin Monika Pitz
Telefon: 02 21/9 41 00 20
E-Mail: monika.pitz@caritas.de
www.menschlichkeit-stiften.de

GRÜNDEN SIE IHRE EIGENE STIFTUNG



Stiftungs-
gründung schon
ab 5.000 Euro
möglich

Verschaffen Sie Ihrem Wunsch nach einer gerechteren Welt eine Stimme. Errichten Sie jetzt Ihre eigene Treuhandstiftung.

Caritas-Stiftung Deutschland
menschlichkeit-stiften@caritas.de
Telefon 0221/94 100-20

Gemeinsam Not sehen und handeln.
www.menschlichkeit-stiften.de

Stiften Sie Gemeinschaft





beziehungsweise

Mit Kreativität und Dankbarkeit

Gerade in Zeiten der Unsicherheit ist es wichtig, sein Grundvertrauen zu bewahren

Was gibt Menschen Sicherheit? Diese Frage stellt sich in Zeiten von Corona intensiv. Sicherheit ist für uns Menschen unerlässlich. Denn wenn sie fehlt, kämpfen wir gefühlt ums Überleben – ein Zustand, den kein Mensch lange aushalten kann.

Wie wichtig Sicherheit ist, davon kann aktuell auch der Einzelhandel berichten: Hefe, Mehl und Toilettenpapier waren in Deutschland zeitweise ausverkauft. Aber welche Motivation steckt hinter solchen Hamsterkäufen?

Im Grunde suchen die Menschen nach Schutz und wollen verloren gegangene Sicherheit wiedergewinnen. Gerade in Krisen ist es uns wichtig, etwas zu tun, damit wir uns nicht völlig ausgeliefert fühlen. Wer sich mit Vorräten eindeckt, gewinnt immerhin in diesem Bereich des Lebens Sicherheit.

Ein magischer Satz

Gleichzeitig sehnen wir uns nach Menschen, die unsere Welt in Ordnung bringen: In der Krise werden nämlich unsere kindlichen Anteile aktiviert. Und so hängen wir an den Lippen von klugen Virologen und beneiden die Briten um ihre Queen, die seit 1952 unerschütterlich an der Seite ihres Volkes steht und in ihrer wunderbar beruhigenden großmütterlichen Art in ihrer Ansprache den magischen Satz sagt: „Bessere Tage werden zurückkehren: Wir werden wieder bei unseren Freunden sein. Wir werden wieder bei unseren Familien sein, wir werden uns wiedersehen.“ Das vermittelt Ruhe und Sicherheit.

Psychologisch gesehen ist es nämlich so, dass wir zweierlei Formen von Sicherheit brauchen. Hier unterscheidet man zwischen „äußerer“ und „innerer“ Sicherheit. Äußere Sicherheit bedeutet: Ein sicherer Arbeitsplatz, die Gewissheit, die Wohnung nicht zu verlieren, und genügend Geld zu haben, um halbwegs sorgenfrei zu leben. Innere Sicherheit ist etwas schwerer zu beschrei-

ben. Sie meint so etwas wie das Gefühl, zu jemandem zu gehören sowie Werte und Überzeugungen zu haben, die einen durchs Leben begleiten. Im Grunde könnte man sie auch beschreiben als ein Grundvertrauen ins Leben, in sich selbst und darauf, dass sich am Ende schon alles gut fügen wird.

Wirklich sicher fühlen können sich Menschen nur, wenn beide Formen von Sicherheit in ausreichendem Maß vorhanden sind. Diese Sicherheiten hat aber Corona bei vielen Menschen erschüttert.

Was tut die alleinlebende Frau im Ruhestand, die nun nicht zu ihrer wöchentlichen Chorprobe gehen kann? Was das Elternpaar, wenn eine/r den Job verloren hat und nun klar ist: Die Hypothek für die Wohnung können sie sich nicht mehr leisten? Wie geht es einem Manager, der Wachstum immer für die oberste Maxime hielt und dessen Betrieb nun lahmgelegt ist?

Jetzt geht es darum, sich Sicherheit zurückzuerobern. Doch wie kann das gelingen? Was die äußere Sicherheit

angeht, so ist das natürlich schwierig. Ein Arbeitsplatz fällt einem nun mal nicht einfach in den Schoß. Niemand weiß, wann Chöre wieder proben können und ob die Bank die Hypothek stundet.

Zuversichtlich bleiben

Aber gerade in dieser Situation ist es wichtig, die Zuversicht und das Grundvertrauen zu bewahren. Wie das gehen soll? Es klingt banal, aber es geht darum, die Krise nicht gewinnen zu lassen. Das tun Menschen, wenn sie zum Beispiel ihre gewohnte Tagesstruktur beibehalten – auch wenn sie scheinbar überflüssig geworden ist. Wenn sie kreativ sind wie die Balkonsänger oder Künstler, die sich in den eigenen Wohnungen filmen und diese Filme dann in soziale Netzwerke stellen. Oder wie Kinder, die Bilder für Senioren malen.

Statt jede neue Doku im Fernsehen oder in den Medien zu verfolgen, sollte man lieber darüber nachdenken, dass jede/r von uns schon zuvor Krisen überstanden hat – vielleicht kann etwas, das damals gut und hilfreich war, auch jetzt helfen? Auch Dankbarkeit kann diesen Prozess unterstützen, denn immerhin verfügen wir in Deutschland über ein sehr gutes Gesundheitssystem.

Darüber hinaus sollte man das tun, was Menschen eigentlich immer gut tut: Sich bewegen, in die Natur gehen, genügend schlafen und mit den Menschen, die man liebt, Kontakt halten – nun eben über Telefon oder soziale Netzwerke.

Letztendlich könnte man es in einem Wort zusammenfassen: Hoffnung. Das ist genau das, was die Queen ihren Bürgern vermittelt hat: Die Zuversicht, dass Corona am Ende nicht gewinnen wird – wenn wir zusammenstehen und den Blick nach vorne richten – und uns vielleicht gegenseitig aushelfen... eventuell auch mit Klopapier.

Martina Lutz

Die Autorin ist Theologin sowie Familientherapeutin und arbeitet in der Psychologischen Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen in Augsburg.



▲ Mit Freunden und der Familie in Kontakt bleiben: mit einem Tablet oder Smartphone kann das gut gelingen. Der Vorteil gegenüber einem Festnetz-Telefon ist, dass man sich nicht nur hören, sondern auch sehen kann. Foto: imago images/Panthermedia

Staubtrocken bis in die Tiefe

Der fehlende Regen macht der Natur zu schaffen – Tipps für den eigenen Garten

Spätestens wenn man die Beete im Garten bepflanzen möchte, merkt man es: Der Boden ist staubtrocken, sogar in tieferen Schichten. Was bedeutet das für die jungen Pflanzen und das Gießen?

„Ein Baby kann man nicht 24 Stunden ohne Nahrung lassen. Und so auch nicht die jungen Pflanzen, die sich gerade aus Samen entwickeln“, sagt Isabelle Van Groeningen. Sie ist Dozentin an der Königlichen Gartenakademie in Berlin. Gerade im Frühjahr brauchen viele Pflanzen besonders regelmäßig Gießwasser oder Regen.

Letzterer fehlt leider. Und intensiver Regen fehlt in großen Teilen Deutschlands sogar schon viel zu lange. Das sorgt für Probleme in der Landwirtschaft und in der Natur – aber auch im Garten.

Sogar Bäume leiden

„Normalerweise muss man im Frühling nicht gießen, weil der Boden noch ausreichend Feuchtigkeit aus dem Winter hat“, sagt Van Groeningen. Etablierte Sträucher und Stauden sowie Bäume finden zu dem Zeitpunkt in der Regel im Erdreich alles, was sie brauchen – ausgenommen sind nur die Jungpflanzen und neu gepflanzte Stauden oder Gehölze. Sie brauchen im Frühling normalerweise auch die Unterstützung durch die Gießkanne.

In diesem Jahr ist das anders: Selbst große Bäume können sich nicht mehr versorgen. „Gerade wenn die Bäume und Gehölze austreiben, brauchen sie viel Wasser“, sagt die Gartenexpertin. „Große Bäume sogar Hunderte von Litern Wasser.“ Zwar sind ihre Wurzeln oft auch tief genug, um sich selbst lange zu versorgen, aber eine anhaltende Trockenperiode, wie sie jetzt in Teilen Deutschlands vorherrscht, macht auch ihnen zu schaffen.

Van Groeningen verweist auf Informationen wie etwa die Daten des Helmholtz-Zentrums für Umweltforschung, wonach in Teilen Deutschlands in den Bodenschichten bei 1,8 Meter Tiefe extreme bis außergewöhnliche Dürre herrscht. Teils sogar in bis zu 25 Metern Tiefe.

„Wenn die Bäume jetzt den Schub Wasser nicht bekommen, hat das Auswirkungen auf ihre Entwicklung im ganzen Jahr“, sagt Van Groeningen. Auch die anderen Pflanzen, die aktuell austreiben,



▲ Die Apfelbäume stehen jetzt in voller Blüte. Ob sie Äpfel tragen werden, hängt aber auch davon ab, ob sie ausreichend Wasser bekommen. Foto: Sitta

verkümmern oder kommen erst gar nicht in die Gänge – insbesondere nicht die jungen Sämlinge, die sich gerade aus der Aussaat im Gemüse- und Blumenbeet entwickeln.

Nun kann man nicht jeden Tag hunderte Liter Wasser den Bäumen geben. Aber ein wohldosierter Schluck ist nach Angaben der Expertin eine Hilfe. Sie rät aber auch nicht zum Gießen von ein bisschen Wasser jeden Tag. Alle paar Tage bis einmal pro Woche sollten die Gehölze ausgiebiger versorgt werden – wie das auch ein guter Regenguss tun würde. Auch im Beet sollte man das eingewachsene Grün besser intensiv und seltener statt oberflächlich und täglich gießen.

„Man gießt mit dem Schlauch so lange, bis das Wasser wegläuft. Dann geht man weiter und kehrt nach drei, vier Pflanzen wieder zurück zur ersten Pflanze und gießt sie erneut“, rät Van Groeningen. So hat der Boden die Chance, das Wasser aufzunehmen und zu den Wurzeln zu leiten.

Wer Wasser sparen möchte, sollte zur Gießkanne greifen: „Mit dem Schlauch lässt sich schwerer einschätzen, wie viel Wasser eine Pflanze wirklich bekommt“, sagt sie. „Oft fühlt es sich so an, als müsste es längst reichen. Aber erst, wenn man die Erde ein wenig ankratzt, merkt man, wie wenig Wasser angekommen ist.“

Aussaat feucht halten

Die Sämlinge und alle Pflanzen, die neu ins Beet oder den Kasten auf dem Balkon kommen, brauchen regelmäßiger Feuchtigkeit. „Man sollte dafür sorgen, dass der Boden feucht bleibt“, rät Van Groeningen. „Wenn die Saat gerade keimt, hat sie noch keine Reserven. Das ist mit den kleinen Dingen wie mit einem frischgeborenen Baby – das kann man auch nicht 24 Stunden ohne Nahrung lassen.“

Bringt man die Pflanzen frisch in den Boden, sollte das Pflanzloch sehr gut geflutet und der Wurzel-

ballen vor dem Einsetzen in Wasser getränkt werden – das ist eine erste Reserve für die Pflanzen.

Man kann den Boden dabei unterstützen, die Feuchtigkeit zu halten, statt sie der Sonne und damit der Verdunstung preiszugeben. Van Groeningen empfiehlt etwa ein Vlies über die jungen Pflanzen zu geben – wie man es etwa von kommerziellen Erdbeerfeldern zum Frühlingsbeginn kennt.

Dieses Vlies ist eigentlich als Frostschutz gedacht, hält aber auch Feuchtigkeit zurück und schützt zudem vor Wind, der die Böden schneller austrocknet. Das Vlies bleibt auf den Pflanzen, bis sich diese etwas kräftiger entwickelt haben.

Gut entwickelte Beete lassen sich mit Mulch um die Pflanzen herum vor der Verdunstung schützen, am besten mit Kompost. Hier sollte man den Boden zunächst sehr gut wässern und erst tags darauf mulchen, damit in den Erdschichten Wasser eingelagert bleibt.

Simone Andrea Mayer

Für Regen

Polens Bischöfe rufen zum Gebet auf

Felder und Wege sind staubtrocken, die Regentonnen leer, wässern im Garten ist unerlässlich, die Waldbrandgefahr hoch: In den meisten Gegenden Deutschlands hat es seit Wochen kaum geregnet. Auch das Nachbarland Polen leidet unter Dürre. Die katholische Kirche in Polen hat deshalb zu Gebeten für Regen aufgerufen.

Infolge der Dürre seien viele Tausende Hektar Ackerland von Zerstörung bedroht, sodass Preissteigerungen für Lebensmittel und negative Folgen für Polens Export befürchtet würden, sagte der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Stanisław Gądecki. Die Dürre treffe Tausende Landwirte, Gärtner und ihre Familien, die ihren Lebensunterhalt mit den „Früchten der Erde“ verdienen.

„Deshalb wende ich mich an alle Gläubigen und Menschen guten Willens mit der Aufforderung, beharrlich und inständig zu beten, um Regen zu erleben“, sagte der Posener Erzbischof. Sie sollten darauf vertrauen, dass Gott ihre Gebete erhöhe. KNA



▲ Die Außenminister (von links) James Baker (USA), Eduard Schewardnadse (UdSSR), Hans-Dietrich Genscher (BRD), Roland Dumas (Frankreich), Markus Meckel (DDR) und Douglas Hurd (Großbritannien) während der Zwei-plus-vier-Gespräche in Bonn.

Vor 30 Jahren

Zwei plus vier gibt fünf

Diplomatie führte über große Hürden zur Deutschen Einheit

„Zwei plus vier“ lautete die Formel eines diplomatischen Meisterstücks: Gespräche zwischen den vier Siegermächten des Zweiten Weltkriegs, der Bundesrepublik Deutschland und der DDR waren der finale Verhandlungsmarathon auf dem Weg zur Deutschen Einheit. Am Beginn standen zahlreiche Hürden.

Die Idee zu den „Zwei-plus-vier-Gesprächen“ mit den beiden deutschen Staaten statt einer Vierer-Konferenz der Siegermächte kam US-Außenminister James Baker. Am Rande der Ottawa-Abrüstungskonferenz im Februar 1990 ergab sich für ihn, Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher und die Außenminister Englands und Frankreichs, Douglas Hurd und Roland Dumas, die ideale Gelegenheit, den Gedanken zu diskutieren.

Die Sowjetunion und US-Präsident George Bush waren mehr als skeptisch, ebenso Bundeskanzler Helmut Kohl. Schließlich gab Michail Gorbatschows Außenminister Eduard Schewardnadse seinen Widerstand auf. Bush gab seine Zustimmung erst, als Kanzler Kohl und sein Außenminister den Amerikanern ihr Einverständnis signalisierten.

Baker sah sich dadurch brüskiert und sprach mit Bush Klartext: „Wir hatten hier einen guten Tag, einen geradezu historischen Erfolg. Aber, um offen zu sein, Sie hätten ihn beinahe verhindert. Wenn Sie mich noch einmal in eine solche Lage versetzen, können Sie sich einen neuen Außenminister suchen.“ Verärgert reagierten auch die Regierungen Italiens, Belgiens

und der Niederlande, die an der diplomatischen Außenlinie standen.

Der „Weltsaal“ des Auswärtigen Amts in Bonn wurde am 5. Mai 1990 Schauplatz der ersten Verhandlungsrunde. Auf dem dritten Treffen am 17. Juli in Paris wurden die Grundzüge des Zwei-plus-vier-Vertrags fixiert, der an Stelle eines formellen Friedensvertrags einen Schlussstrich unter die Nachkriegszeit ziehen würde. Bis zuletzt wurde über die Milliarden gepokert, die als Gegenleistung für den sowjetischen Truppenabzug fließen sollten: Kohl bot acht Milliarden DM an, Gorbatschow kam auf 36. Am Ende einigte man sich auf 15 Milliarden.

Am 12. September 1990 unterzeichneten die Politiker der sechs Staaten in Moskau den Vertragstext. Artikel 1 des „Vertrags über die abschließende Regelung in Bezug auf Deutschland“ stellte den Verlauf der deutschen Außengrenze als endgültig fest. Das vereinigte Deutschland verzichtete auf ABC-Waffen, bekräftigte die Zugehörigkeit zum Atomwaffensperrvertrag und akzeptierte für die Bundeswehr eine Obergrenze von 370 000 Soldaten. Die Einheiten der Roten Armee würden bis Ende 1994 abziehen. Bis dahin sollte auch die westalliierte Präsenz in Berlin enden.

„Das vereinte Deutschland hat demgemäß volle Souveränität über seine inneren und äußeren Angelegenheiten. Zugleich ist es Kernbestandteil der europäischen Sicherheitsarchitektur“, hieß es. Genscher hatte mit seinem Bonmot recht behalten: Dieses eine Mal war es notwendig, dass die Summe von zwei und vier nicht sechs ergab, sondern fünf. Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

2. Mai

Athanasius, Wiebke, Boris

Der „Jardin du roi“, der von Leibärzten Ludwigs XIII. angelegte königliche Heilkräutergarten in Paris, wurde vor 385 Jahren eröffnet. Seit dem Ende der Französischen Revolution gehört auch ein zoologischer Garten dazu. Rainer Maria Rilkes Gedicht „Der Panther“ trägt den Untertitel „Im Jardin des Plantes, Paris“.



Radrennfahrer, rettete im Zweiten Weltkrieg als Kurier einer katholischen Widerstandsgruppe geschätzt 800 Juden. Später zog er durch den Dauerwettbewerb mit seinem Rivalen Fausto Coppi Aufmerksamkeit auf sich. Im Jahr 2000 starb Bartali.

3. Mai

Philippus und Jakobus



Für ein s-förmiges Rohr, das verhindert, dass der Geruch kleiner und großer Geschäfte nach außen zurückdringt, erhielt Alexander Cumming

1775 ein Patent. Damit gilt der Schotte als Erfinder des modernen Wasserklosetts. Den Vorläufer einer solchen Toilette hatte vor ihm zwar bereits der Engländer Sir John Harington entwickelt, dieser wurde aber damals nicht ernst genommen.

4. Mai

Florian, Valeria, Guido

Vor 40 Jahren starb Josip Broz Tito. Im Zweiten Weltkrieg führte er auf dem Balkan Partisanen gegen die deutschen Besatzer. Als Ministerpräsident und später Staatspräsident Jugoslawiens begründete er nach dem Bruch mit der Sowjetunion einen eigenen Weg des Sozialismus, den „Titoismus“. Nach Titos Tod zerfiel der Vielvölkerstaat.

5. Mai

Godehard, Sigrid

„Ihr solltet strampeln wie Bartali, um ins Himmelreich zu kommen“, mahnte einmal Papst Pius XII. Besagter Gino Bartali, italienischer

6. Mai

Britto, Gundula, Antonia

Orson Welles würde heute 105 Jahre alt werden. Der US-Amerikaner gilt als einer der künstlerisch einflussreichsten Regisseure des Kinos. Sein Drama „Citizen Kane“ (1941) wird oft als das bedeutendste Werk der Filmgeschichte bezeichnet. Sehr erfolgreich war Welles auch in seiner Rolle im Thriller „Der dritte Mann“.

7. Mai

Gisela, Helga

Ein ungewohnter Anblick im maurischen Stil mit goldglänzender Kuppel, beschädigt im Zweiten Weltkrieg, von DDR-Behörden teilweise gesprengt: Das ist die Berliner Neue Synagoge. Vor 25 Jahren wurde das renovierte Gebäude als Centrum Judaicum wiedereröffnet (Foto unten).

8. Mai

Ulrike, Klara

Zu Lebzeiten war Erzbischof Fulton Sheen durch seine Fernsehsendung „Das Leben ist lebenswert“ das bekannteste Gesicht des US-amerikanischen Katholizismus. Weil er berüchtigte Menschen wie den kommunistischen Gewerkschaftsboss Louis Budenz zum Glauben bekehrte, bezeichnete ihn der Vatikan als seinen „rechten Arm“ in Amerika. Sheen wurde 1895 geboren.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



◀ Die 1866 unter Otto von Bismarck geweihte Neue Synagoge in Berlin sticht durch ihren Baustil ins Auge. Heute ist sie eine Stätte des Gedenkens, des Gebets sowie der Pflege jüdischer Kultur und Tradition.

SAMSTAG 2.5.

- ▼ **Fernsehen**
23.35 ARD: **Wort zum Sonntag.** Pfarrer Gereon Alter, Essen (kath.).
- ▼ **Radio**
19.45 Horeb: **Gebet um geistliche Berufungen.** Aus der Kapelle der Franziskus-Schwester in Krefeld. Pfarrer Peter Meyer.
22.05 DLF: **Atelier neuer Musik.** „Für wen komponieren Sie eigentlich?“ Über Neue Musik und das Kommunizieren. Von Maria Gnann.

SONNTAG 3.5.

- ▼ **Fernsehen**
 ☉ **10.15 BR:** **Katholischer Gottesdienst** aus der Kirche St. Michael in Tübingen. Zelebrant: Pfarrer Thomas Steiger.
17.30 ARD: **Echtes Leben.** Der Corona-Koller. Verändert mich die Krise?
- ▼ **Radio**
6.10 DLF: **Geistliche Musik.** Johann Sebastian Bach: „Ihr werdet weinen und heulen“. Kantate zu Jubilate, BWV 103, u.a.
10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Joseph in Ostenland bei Delbrück. Zelebrant: Vikar Lukas Hellekes.
20.00 Horeb: **Standpunkt.** Das Wesen des Weihepriestertums.

MONTAG 4.5.

- ▼ **Fernsehen**
20.15 ARD: **Kinder des Krieges.** Das Jahr 1945 aus der Sicht der Kinder.
21.45 BibelTV: **Das Gespräch.** Mit Valerie Riedesel, Enkelin von Cäsar von Hofacker, Teilnehmer des Widerstands im Dritten Reich.
- ▼ **Radio**
6.35 DLF: **Morgenandacht.** Sören Callsen, Hamburg (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 9. Mai.
20.03 DKultur: **In Concert.** Toko Telo. Songs aus Madagaskar.

DIENSTAG 5.5.

- ▼ **Fernsehen**
19.25 ZDF: **Die Rosenheim-Cops.** Matchball für eine Leiche. Krimiserie.
20.15 Kabel1: **Schindlers Liste.** Drama von Steven Spielberg, USA 1993.
- ▼ **Radio**
10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Wie halte ich mich gesund gegen Viren? Dr. med. Siegfried Schlett, Apotheker und Mediziner.
19.15 DLF: **Das Feature.** Die Sophienhöhe. Jenas enteignete Geschichte. Über ein weltweit beachtetes Zentrum der Heilpädagogik.

MITTWOCH 6.5.

- ▼ **Fernsehen**
20.15 RBB: **Wie der Darm uns gesund hält.** Dokumentation.
22.30 Arte: **Neruda.** Drama um den chilenischen Dichter und Liebesmann.
- ▼ **Radio**
19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Mama, mir geht's nicht gut. Wenn Kinder psychisch krank sind. Von Carina Fron.
20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** In dieser Welt möchte ich kein Gott sein. Die Lyrikerin Mascha Kaléko.

DONNERSTAG 7.5.

- ▼ **Fernsehen**
 ☉ **20.15 ARD:** **Der Zürich-Krimi.** Borchert und der Tote im See. D 2020.
 ☉ **22.35 MDR:** **Verscharrt, entdeckt und heimgekehrt.** Auf der Suche nach vermissten Soldaten. Dokumentation.
- ▼ **Radio**
10.08 DLF: **Marktplatz.** Rollläden, Klimaanlage, Fassadengrün. Was kühlt die Wohnung bei Hitzerekorden? Am Mikrofon: Susanne Kuhlmann. Hörertelefon 0 800/44 64 44 64.
12.00 Horeb: **Regina Coeli.** Bischof em. Heinrich Mussinghoff.
22.05 DLF: **Historische Aufnahmen.** Pionier der Chormusik. Der Dirigent Marinus Voorberg (1920 bis 1985). Von Philipp Quiring.

FREITAG 8.5.

- ▼ **Fernsehen**
 ☉ **10.00 ARD:** **Ökumenischer Gottesdienst** zum Jahrestag des Kriegsendes. Zelebrant: Dompredigerin Petra Zimmermann.
14.50 3sat: **Faszination Afrika.** Fünfteilige Tier-Dokumentation. D 2019.
20.15 RBB: **Berlin 1945.** Tagebuch einer Großstadt. Dokumentation.
- ▼ **Radio**
19.15 DLF: **Mikrokosmos.** Von der Kunst, Kunst zu zeigen. Kulturreportage über das Museum der Bildenden Künste in Leipzig.
22.03 DKultur: **Musikfeuilleton.** Der Komponist als Interpret. Dmitrij Schostakowitsch am Klavier. Von Elisabeth Hahn.

☉: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Der Schützling des Gefangenen

Ende März 1945 rückt für die Häftlinge im KZ Buchenwald die Befreiung in greifbare Nähe. Da übergibt in dem Drama „**Nackt unter Wölfen**“ (ARD, 6.5., 20.15 Uhr, mit Untertiteln) der neu aus Auschwitz eingetroffene polnische Häftling Zacharias Jankowski (Robert Mika) dem wegen politischem Widerstand inhaftierten Hans Pippig einen Koffer, in dem ein dreijähriger Junge versteckt ist. Die Häftlinge wollen dem Jungen helfen, fürchten aber eine Entdeckung durch die SS. Auch ein schon seit längerem geplanter Aufstand ist nun gefährdet. Der Film beruht auf dem gleichnamigen Roman von Bruno Apitz.

Foto: MDR/UFA Fiction



Ein Schlitzohr auf Verfolgungsjagd

Schon als Kind rettete Gouverneurstochter Elizabeth dem Waisenjungen Will das Leben: Sie nahm ihm ein Medaillon ab, das ihn sonst als Piraten entlarvt hätte. In dem Abenteuerfilm „**Fluch der Karibik**“ (Sat1, 3.5., 20.15 Uhr) verlieben sich die beiden Jahre später ineinander. Doch dann wird die hübsche Elizabeth vom grausamen Piraten Barbossa entführt. Will nimmt mit dem schlitzohrigen Piraten Jack Sparrow (Johnny Depp) an seiner Seite die Verfolgung auf. Nach seinem Erscheinen 2003 wurde der Film von der Kritik als „Überraschungs-Blockbuster“ gefeiert.

Foto: Disney/Jerry Bruckheimer

Bekannte und unbekannte Helden

Vor 75 Jahren endete der Zweite Weltkrieg. Kurz vorher ermordeten die Nazis Widerstandskämpfer wie den evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer. Die szenische Dokumentation „**Mit Gott gegen Hitler – Bonhoeffer und der christliche Widerstand**“ (ARD, 4.5., 23.15 Uhr) erinnert an unbekannte und bekannte Heldinnen und Helden der NS-Zeit. Zu diesen gehören etwa der Dominikanermönch Laurentius Siemer und die couragierte Sekretärin Aenne Vogelsberg. Unter Lebensgefahr hatte diese im Berliner Dominikanerkonvent eine Denkschrift eines Mitbruders von Siemer abgetippt, die an hohe Offiziere und Generäle gerichtet war.

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Erzählung Die Schöne

Da stehst du vor mir auf dem Tisch. Die Farben etwas verblichen, an einigen Stellen fehlt sogar die goldene Beschichtung. Am Rand bist du angeschlagen und dein Henkel wurde schon einmal geklebt. Mitgenommen siehst du aus – aber das darfst du auch in deinem hohen Alter. Wie lange kenne ich dich eigentlich schon? 60 Jahre sind es mindestens.



Ich erinnere mich gut, dass ich dich als kleines Mädchen vorsichtig aus dem Schrank geholt und auf den Kaffeetisch gestellt habe. Dich und deine nicht minder prachtvollen Schwestern. Nur zu besonderen Anlässen kamt ihr aus der Glasvitrine und wart der Blickfang auf der weißen Tafel. Alle schön, so unterschiedlich, mit den verschiedensten Farben und Formen. Die Schönste jedoch warst du.

Es war jedes Mal eine ganz bestimmte Zeremonie, die wir miteinander zelebrierten. Mutter rief mich, wenn der Tisch fertig dekoriert war. Dann durfte ich die Kaffeetassen und Teller hinstellen. Welche ich auswählte, überließ sie mir. Ich baute also Kuchenteller, Tassen und Untertassen vor mir auf.

Wie viele brauchte ich heute? Nehmen wir an, es war eine kleine Runde. Die Freundinnen meiner Mutter, fünf an der Zahl, würden zu Kaffee und Kuchen kommen.



Foto: gem

Also stellte ich diejenigen, die ich nicht so gern hatte, zurück in den Schrank, nicht ohne ein paar tröstende Worte für sie: „Ihr kommt beim nächsten Mal dran!“

Dann standen noch etwa zehn Gedecke auf dem Tisch. Welche mussten zurück in die Vitrine? Du, meine Lieblingstasse, bleibst natürlich draußen. Dann ein prüfender Blick – welche Farbe hat Mutter für die Kerzen gewählt? Rot? Also kamen die lila und rosa Tassen zurück in den Schrank. Diese Farbkombination war damals noch völlig unmöglich, erinnere ich mich! Es gab genügend Tassen mit grünem Mus-

ter, einige waren rein golden und du warst dabei, meine Schöne.

Wenn ich fertig war, kam Mutter und begutachtete meine Auswahl. „Schön, das passt alles gut zusammen“, sagte sie. Ich war stolz, dass ich es richtig gemacht hatte. Doch dann zog sie die Augenbrauen zusammen. Was gefiel ihr nicht? „Ach, Kind, du hast ja wieder die alte Rosentasse dazwischen. Die ist doch gar nicht mehr schön und außerdem hat sie rosa-lila Blüten!“, rief sie aus.

Ach, tatsächlich, das hatte ich gar nicht bemerkt. Auf ihr Geheiß brachte ich dich also zurück und

holte eine andere Tasse aus dem Schrank. Aber als Mutter in der Küche war, nahm ich dich wieder heraus und mit in mein Zimmer – ich wollte ja nicht, dass du traurig bist!

Als ich meine erste Wohnung einrichtete, habe ich meine Mutter gebeten, mir die Tasse mitzugeben. Das hat sie getan – nebst allen anderen Sammeltassen. Sie kaufte sich ein modernes weißes Kaffeegeschirr und ich bin heute noch glücklich, wenn ich einen Tisch decke und dazu die Tassen, Untertassen und Kuchenteller zusammen sortiere!

Text: Brigitte Harkou

Sudoku

4	7		5	8	6		9	3
9				2			8	4
5	8		9					6
	5	6	2		8	1	4	7
		7	1	5			9	6
2	1	9			7	3		
1		4			9	8	3	5
7			3	4	5	6		1
3	5		1					

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 17.

	6		2			5	7	
	9		1	7	6			
3						6	4	1
			8	4			2	
4	8		7	6				
2	5					4	8	
		3		5	1			
9	5							3
6	7			3	1			8





Hingesehen

Die Feiern zum 250. Geburtstag Ludwig van Beethovens (im Bild die Beethoven-Statue auf dem Bonner Münsterplatz) werden aufgrund der Corona-Pandemie bis September 2021 verlängert. So soll Beethovens 250. Taufstag am 17. Dezember nicht das Finale, sondern einen Höhepunkt der Feierlichkeiten um den in Bonn geborenen Komponisten markieren, teilte die Jubiläumsgesellschaft BTHVN2020 mit. Auch halte man weiter an dem für diesen Tag geplanten Konzert mit Daniel Barenboim und dem West-Eastern Divan Orchester unter Anwesenheit von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier als Schirmherr des Jubiläums fest, hieß es. Das Programm unter dem Motto „Beethoven neu entdecken“ umfasst rund 300 Projekte. Mehr dazu unter www.bthvn2020.de.

KNA

Foto: Michael Sondermann/pm

Wirklich wahr

Der Schrein der heiligen Corona soll nach Ende der Corona-Krise in Aachen gezeigt werden, wenn die Domschatzkammer wieder öffnen darf. Experten der Kammer entstauben und konservieren derzeit das 100 Kilogramm schwere Reliquiar, teilte das Aachener Domkapitel mit.



Das 93 Zentimeter hohe Kunstwerk, das Aachener Goldschmiede den Angaben zufolge 1912 fertigstellten, hat die Form einer byzanti-

nischen Kirche und ist reich verziert. Bereits 997 soll Kaiser Otto III. Überreste der heiligen Corona nach Aachen gebracht und sie dort beige-setzt haben. Im Dom erinnert eine Gedenk-

platte an die Heilige Corona, die wohl im zweiten Jahrhundert gelebt hat, ist nicht Namensgeberin des Virus. Das lateinische Wort „corona“ bedeutet „Krone“ – und mit dieser wird die Märtyrerin oft dargestellt. *Text/Foto: KNA*

Zahl der Woche

30,3

Prozent der Familien mit Kindern unter 18 Jahren in Deutschland wohnen in Mehrfamilien- oder Hochhäusern ohne Gartenanteil. Dies ergab eine neue Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB) zur Lebenssituation von Familien während der Corona-Krise. Viele Familien leben zudem in kleineren Wohnungen, insbesondere in Ballungsgebieten.

„Gerade diese Familien sind gegenwärtig mehr denn je auf den öffentlichen Raum angewiesen“, sagte BiB-Forschungsdirektor Martin Bujard. Derzeit sind jedoch in den meisten Bundesländern die Spielplätze gesperrt.

Weitere 2,4 Prozent wohnen demnach in Ein- oder Zweifamilienhäusern ebenfalls ohne Gartennutzung. Die restlichen zwei Drittel aller Familien mit minderjährigen Kindern können sich in einem Garten aufhalten, der direkt an ihrem Haus oder ihrer Wohnung liegt. *KNA*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1.1.2019.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:

LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE51750903000000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
Fax: 0821/50242-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 22,95.
Einzelnummer EUR 1,80.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Beethoven komponierte die berühmte „Ode an die ...“

- A. Freude
- B. Freiheit
- C. Liebe
- D. Ewigkeit

2. Woran litt er in seinen letzten Lebensjahren?

- A. Lähmungen
- B. Blindheit
- C. Taubheit
- D. Demenz

Lösung: 1 A, 2 C

3. MAI: WELTGEBETSTAG UM BERUFUNGEN

Mit Jesus Stürmen trotzen

Papst Franziskus: Auch die Ehe ist eine Antwort auf Gottes Ruf

Zum Weltgebetstag um geistliche Berufungen richtet Papst Franziskus eine Botschaft an das ganze Volk Gottes. Wir dokumentieren Auszüge aus diesem Schreiben:

Nach der Brotvermehrung, die unter der Menge begeistertes Staunen hervorgerufen hatte, befahl Jesus den Seinen, ins Boot zu steigen und an das andere Ufer vorauszufahren. Inzwischen wollte er die Leute nach Hause schicken. Das Bild dieser Fahrt über den See erinnert in gewisser Weise an die Reise unseres Lebens: Das Boot unseres Lebens fährt langsam weiter, immer in Bewegung auf der Suche nach einer glücklichen Landung; es ist bereit, den Gefahren zu trotzen und die Chancen des Meeres zu ergreifen, möchte aber ebenso, dass der Steuermann es mit einer Wende schließlich auf den richtigen Kurs bringt. Zuweilen kann es hingegen vorkommen, dass das Boot sich verirrt, dass es sich von falschen Hoffnungen blenden lässt, anstatt dem hellen Leuchtturm zu folgen, der es zum sicheren Hafen führt, oder dass es den Gegenwinden der Schwierigkeiten, der Zweifel und der Ängste ausgesetzt ist.

So ist es auch im Herzen der Jünger der Fall. Nachdem sie gerufen wurden, dem Meister aus Nazaret zu folgen, müssen sie sich entscheiden, ans andere Ufer hinüberzufahren; sie müssen sich mutig dazu entschließen, die eigenen Sicherheiten aufzugeben und sich in die Nachfolge des Herrn zu begeben. Es ist dies kein friedliches Abenteuer: Die Nacht bricht herein, der Gegenwind bläst, das Boot wird von den Wellen hin- und hergeworfen, und die Angst, es nicht zu schaffen und dem Ruf nicht gewachsen zu sein, droht sie zu überwältigen.

Doch das Evangelium sagt uns, dass wir bei dem Abenteuer dieser nicht einfachen Fahrt nicht allein sind. Als würde er mitten in der Nacht gewissermaßen das Morgenrot heraufbeschwören, geht der

Herr über das aufgewühlte Wasser zu den Jüngern. Er lädt Petrus ein, über die Wellen zu ihm zu kommen, und rettet ihn, als er ihn untergehen sieht. Schließlich steigt er ins Boot und lässt den Wind verstummen.

Als die Jünger Jesus über das Wasser näherkommen sehen, meinen sie zunächst, es handle sich um ein Gespenst, und haben Angst. Doch Jesus beruhigt sie sofort mit einem Wort, das unser Leben und unseren Berufungsweg immer begleiten muss: „Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!“

Gespenster

Was uns oft daran hindert, zu gehen, zu wachsen und den Weg einzuschlagen, den der Herr für uns vorgezeichnet hat, sind die Gespenster, die in unserem Herzen herumgeistern. Wenn wir gerufen sind, unser sicheres Ufer aufzugeben und in unserem Leben einen Stand – wie die Ehe, das Weihepriestertum, das geweihte Leben – zu ergreifen, dann zeigt sich die erste Reaktion häufig in der Gestalt des „Gespenstes der Ungläubigkeit“: Dies kann unmöglich meine Berufung sein; handelt es sich wirklich um den richtigen Weg? Verlangt der Herr das im Ernst von mir?

Und nach und nach nehmen in uns die Überlegungen, Rechtfertigungen und Berechnungen zu, die uns den Schwung rauben, uns verwirren und uns wie gelähmt am Abfahrtsufer zurücklassen: Wir meinen, einen Bock geschossen zu haben, nicht auf der Höhe zu sein oder einfach ein Gespenst gesehen zu haben, das man verschrecken muss.

Der Herr weiß, dass eine grundsätzliche Lebensentscheidung – wie die Entscheidung, zu heiraten oder sich auf besondere Weise dem Dienst des Herrn zu weihen – Mut verlangt. Er kennt die Fragen, die Zweifel und die Schwierigkeiten, die



▲ Eero Järnefelts Altargemälde „Christus geht auf dem Wasser“ (1892, zu Mt 14,22–33) ziert die Kirche von Tulumäki in Finnland. Foto: Antti Leppänen/gem

das Boot unseres Herzens schütteln. Daher beruhigt er uns: „Hab keine Angst, ich bin bei dir!“ Der Glaube an seine Gegenwart, dass er uns entgegenkommt und uns begleitet, selbst wenn das Meer vom Sturm gepeitscht wird, befreit uns von der Trägheit, die ich einmal als „süßliche Traurigkeit“ bezeichnet habe, also von der inneren Mutlosigkeit, die uns lähmt und die Schönheit der Berufung nicht auskosten lässt.

Über das Wasser gehen

Jede Berufung verlangt Einsatz. Der Herr ruft uns, weil er uns wie Petrus dazu befähigen will, „über das Wasser zu gehen“, das heißt, unser Leben in die Hand zu nehmen, um es in den Dienst für das Evangelium zu stellen, und zwar Tag für Tag auf die konkreten Weisen, die er uns zeigt, insbesondere in den verschiedenen Formen der Berufung als gläubige Laien, Priester oder Personen des geweihten Lebens. Wir

sind jedoch dem Apostel ähnlich: Wir haben den Wunsch und den Schwung, sind aber zugleich von Schwächen und Ängsten geprägt.

Wenn wir uns von dem Gedanken, welche Verantwortung uns – im Eheleben oder im priesterlichen Dienst – erwartet oder welche Widrigkeiten auftreten werden, überwältigen lassen, dann werden wir schnell den Blick von Jesus abwenden und wie Petrus unterzugehen drohen. Doch selbst in unserer Schwachheit und Armut erlaubt uns der Glaube, dem auferstandenen Herrn entgegenzugehen und sogar Stürme zu überwinden. Er reicht uns nämlich die Hand, wenn wir aus Müdigkeit oder Angst unterzugehen drohen, und verleiht uns den nötigen Schwung, um unsere Berufung voll Freude und Begeisterung zu leben.

Die Macht Jesu

Als Jesus ins Boot steigt, legt sich schließlich der Wind und lassen die Wellen nach. Dies ist ein schönes Bild dafür, was der Herr in unserem Leben und in den Tumulten der Geschichte wirkt, vor allem wenn wir uns im Sturm befinden: Der Herr befiehlt den widrigen Winden zu schweigen, und die Kräfte des Bösen, der Angst, der Resignation haben keine Macht mehr über uns.

In der besonderen Berufung, die wir leben sollen, können uns diese Winde völlig erschöpfen. Ich denke an alle, die wichtige Aufgaben in der Zivilgesellschaft übernehmen, ich denke an die Eheleute, die ich nicht umsonst gerne als „mutig“ bezeichne, und insbesondere an alle, die das geweihte Leben und das Priestertum ergriffen haben. Ich kenne eure Mühe, eure Einsamkeit, die manchmal das Herz schwermacht, die Gefahr der Gewohnheit, die allmählich das brennende Feuer des Rufes auslöscht, die Last der Unsicherheit und der prekären Situation unserer Zeit, die Sorge um die Zukunft. Nur Mut, habt keine Angst! Jesus ist an unserer Seite. Wenn wir ihn als den einzigen Herrn unseres Lebens erkennen, streckt er uns die Hand entgegen und packt uns, um uns zu retten.

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt der Caritas Stiftung Deutschland, Köln. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Reise / Erholung

500 Fasten-Wanderungen
Telefon/Fax 0631-47472 · www.fastenzentrale.de



DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Ich habe von Jugend auf gern die Bibel gelesen; am liebsten aber lese ich im Sankt Johannes. In ihm ist so etwas ganz Wunderbares . . . so etwas Schwermütiges und Ahnungsvolles, dass man nicht satt werden kann. So ist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn beim Letzten Abendmahl an der Brust meines Meisters sehe. Matthias Claudius

Sonntag, 3. Mai
Vierter Sonntag der Osterzeit
Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben. (Joh 10,10)

Welch große Verheißung wird uns in diesem Wort Jesu geschenkt! Um des Lebens willen ist er in diese Welt gekommen. Leben in Fülle – nicht erst, wenn sich unser Leben in Gott vollendet, sondern schon heute! Trauen wir dieser Zusage und lassen uns davon täglich neu beschenken!

Montag, 4. Mai
Ich bin der gute Hirt; ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich. (Joh 10,14)

Im Bild des Hirten, der für die ihm anvertrauten Schafe voll Liebe und Erbarmen sorgt, wird Gottes Fürsorge und Zärtlichkeit sichtbar. Auch Gott kennt jeden Einzelnen. Das ist eine Quelle, die Trost schenkt. Bitten wir den Herrn um dieses verwegene Vertrauen auf seine liebende Gegenwart, die uns umgibt!

Dienstag, 5. Mai
Ich gebe ihnen ewiges Leben. Sie werden niemals zugrunde gehen und niemand wird sie meiner Hand entreißen. (Joh 10,28)

Jesus hält uns an der Hand. Er will all unsere Wege mitgehen. In diesem Vertrauen kann uns nichts von der Liebe Gottes scheiden oder seiner Hand entreißen. In den Dunkelheiten unseres Lebens streckt er seine Hand nach uns aus, die uns ins Licht und Leben führt.

Mittwoch, 6. Mai
Ich bin als Licht in die Welt gekommen, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt. (Joh 12,46)

Mitten im Alltag sind wir bisweilen von Finsternis umgeben. Jesus selbst will in uns sein Licht entzünden, damit wir zur Quelle der Freude für andere werden. Je-

sus Christus, wir bitten dich: Entzünde in unserer Nacht das Licht, das du bist!

Donnerstag, 7. Mai
Ich sage es euch schon jetzt, ehe es geschieht, damit ihr, wenn es geschehen ist, glaubt: Ich bin es. (Joh 13,19)

Der heutige Bibelabschnitt nimmt uns mit in den Abendmahlssaal, wo Jesus gerade seinen Jüngern die Füße gewaschen hat. In allem, was geschehen mag, ermutigt er uns, an ihn zu glauben. In allen Situationen des Lebens gilt sein Wort: Ich bin es. Ich bin da. Herr, stärke unseren Glauben!

Freitag, 8. Mai
Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich. (Joh 14,6)

Jesus nimmt uns mit hinein in seine Beziehung zum Vater. Er hat uns Großes verheißen. In dieser Liebesbeziehung führt er uns zum Vater, schenkt uns ein tiefes Er-

kennen, wer er ist, und durchdringt uns mit der Fülle des Lebens. Das kann uns heute mit Dankbarkeit und Staunen erfüllen.

Samstag, 9. Mai
Alles, um was ihr in meinem Namen bitten werdet, werde ich tun, damit der Vater im Sohn verherrlicht wird. (Joh 14,13)

Auch wenn der Herr unsere Bitten längst kennt, bevor wir sie ausgesprochen haben, ermutigt er uns zu bitten. Wenn ich ehrlichen Herzens und vertrauensvoll bitte, verwandelt es mein eigenes Herz – ganz gleich, ob und wie die Bitte erfüllt wird. Hören wir nicht auf, mit unserem ganzen Leben Gott zu bitten!



Schwester Teresia Benedicta Weiner ist Priorin des Karmel Regina Martyrum Berlin.

Ihr Geschenk für Jugendliche!

YOU! MAGAZIN

www.youmagazin.com

Begeisterung wecken – YOU! ist das katholische Magazin für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren. YOU!Magazin spricht junge Menschen in ihrer Sprache an.

Orientierung geben – YOU!Magazin greift die Themen auf, die Jugendliche beschäftigen: Stars, Musik, Kino, Liebe, aber auch Fragen zum Glauben und zur Kirche.

Freude schenken – Verschenken Sie YOU! Das Magazin erscheint alle zwei Monate und kann als Einzelheft oder als Abonnement bezogen werden.



Ja, ich verschenke YOU!Magazin

Bestellcoupon

YOU!Magazin wird mit der nächsten erreichbaren Nummer zugestellt.

- Einzelheft 2,90 EUR
 Schnupperabo* 7,00 EUR
 Jahres-Abo* 14,70 EUR
6 Monate, 3 Ausgaben 12 Monate, 6 Ausgaben
*nur für Neu-Abonnenten, verlängert sich nach Ablauf automatisch auf das Jahresabo zum Normalpreis
*darüber hinaus bis auf Widerruf

Bitte schicken Sie YOU!Magazin an:

Name / Vorname Straße / Hausnummer

PLZ / Ort

Bitte schicken Sie die Rechnung an:

Name des Auftraggebers Straße / Hausnummer

PLZ / Ort E-Mail

IBAN BIC

Zahlung per Bankeinzug
 gegen Rechnung
 Datum Unterschrift

Bitte ausfüllen und einsenden an:

Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice,
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon 0821/50242-53,
Telefax 0821/50242-80, E-mail: info@youmagazin.com